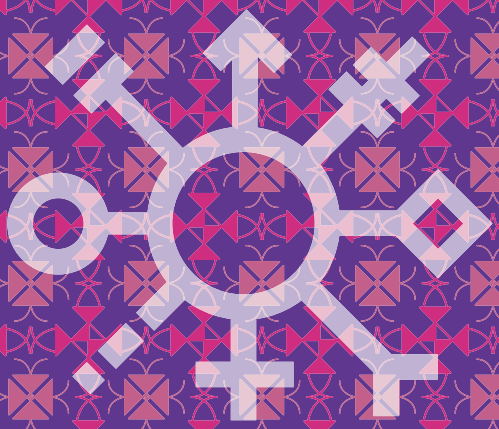
stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

101
Winter 2016
EUR 5,50
ISSN: 2306-9287



Hört das denn nie auf?

Sexismus und Homophobie

Sie haben Fragen …

- an den Bundeskanzler,
  an den Bundesminister für Kunst und Kultur, Verfassung und Medien,
  an die Staatssekretärin für Diversität, Öffentlichen Dienst und Digitalisierung
- zu aktuellen Themen der Regierungspolitik
- zur Europäischen Union
- zur öffentlichen Verwaltung in Österreich
- zum politischen System in Österreich
- zu persönlichen Anliegen
- zu E-Government
- zu Handy-Signatur und Bürgerkarte

Bürgerinnen- und Bürgerservice – Service- und Europatelefon

Servicezeiten: Montag bis Freitag, 8 bis 16 Uhr (werktags)

0800 222 666
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

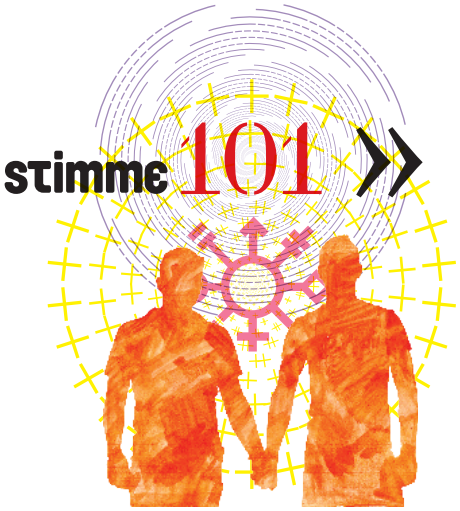
service@bka.gv.at

Bürgerinnen- und Bürgerservice
Postanschrift: Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1010 Wien

+43 1 531 15-204274

Beim Team des Service- und Europatelefons des Bundeskanzleramtes ist Ihr Anliegen in den besten Händen. Sie bekommen umfassende und kompetente Beratung und Information.

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG



Inhalt

04 **Aushang**
Kurzmeldungen

05 **Editorial**
Gamze Ongan

06 **Stimmlage**
Populismus und repräsentative Diktatur
Hakan Gürses

08–10 **Gender**
Vom „Weltkrieg gegen die Ehe" und dem neuen Kommunismus
Stefanie Mayer, Edma Ajanovic und Birgit Sauer

11–13 **„Du bist so schwul!"**
Homophobie als Regulativ am Weg zur Männlichkeit
Paul Scheibelhofer

14–16 **Die „Normalen" da draußen**
Die Transfrau Luna im Gespräch mit Gin Müller

17–18 **Queeres Wien! Queere Solidarität?**
Über Schwierigkeiten gegenseitiger Solidarität aus Sicht jener, die sie brauchen | Die zwölf Opossums

19–21 **Wind der Veränderung?**
Think Piece & Fiction
Maira Enesi Caixeta

22–25 **Intime Beziehungen zwischen Fremden**
Die Kultur- und Sozialanthropologin Sabine Strasser im Stimme-Gespräch
Interview: Gamze Ongan

26 **Groll**
Homophobie, Sexismus, Populismus, Kapitalismus
Erwin Riess

27 **Atlas, der Volleyballer**
Sportinitiativen, die Menschen verbinden
Angela Wieser

28–29 **Nachlese**
Regretting Motherhood | Wenn Frauen die Mutterschaft bereuen
Zsaklin Diana Macumba

30–31 **Spurensicherung**
HOSI am Reumannplatz und Aufstand der Empörten, 1980
Vida Bakondy

32–33 **Lektüre**
Rezensionen

Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).
Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck | Tel.: +43 512 58 67 83
Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: **393928681**) | **Gumpendorfer Straße 15/13**, 1060 Wien, Tel.: +43 1 **966 90 01** | **office@initiative.minderheiten.at** | **stimme@initiative.minderheiten.at**
Chefredakteurin: **Gamze Ongan**
Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**
Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy**
Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | **fazz@fazz3.net**
Lektorat: **Nikolaus Stenitzer** | **www.zeichenweise.com**
Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | **office@dfd.co.at**
UW785 Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.
Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck
Anzeigen: **Helga Kovrigar** | **office@initiative.minderheiten.at**
Aboservice: **Kai Kovrigar** | **abo@initiative.minderheiten.at**
Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland
(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**
Web: **www.initiative.minderheiten.at** | **www.zeitschrift-stimme.at**

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.

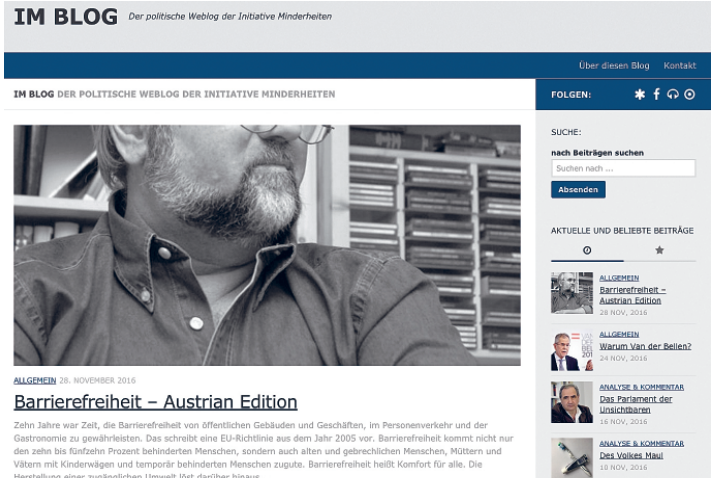
Ein Jahr IM BLOG

Vor einem knappen Jahr, am 20. Jänner 2016, ging die **Initiative Minderheiten** nach der Zeitschrift **Stimme** (1991) und dem Magazin **Radio Stimme** (1998) mit einem neuen Medium an die Öffentlichkeit: ein politischer Weblog mit dem Titel **IM BLOG.** Eine zusätzliche Plattform zur Sichtbarmachung unserer (minderheiten)politischen Positionen.

Seither meldet sich ein Autor_innen-Kollektiv aus dem Umfeld der **Initiative Minderheiten** jeden Donnerstag mit einem neuen Beitrag unterschiedlicher Gattung – Analyse, Kommentar, Interview, Essay, Tatsachenbericht und vieles mehr. Hin und wieder findet ein Blog-Beitrag auch seinen Weg in die **Stimme.**

Einladung zum Mitbloggen
Wir freuen uns selbstverständlich auf Gastautor_innen bzw. auf Freund_innen der **Initiative Minderheiten,** die mit uns regelmäßig bloggen wollen.

www.imblog.at



Ein Park für Ilija

Der Park am Wildgansplatz im Dritten Wiener Gemeindebezirk trägt seit Oktober 2016 den Namen des 2010 verstorbenen Lyrikers und Aktivisten **Ilija Jovanović.**

Jovanović war Mitbegründer der Initiative Minderheiten und des Romano Centro, das seinen Sitz direkt am Park hat. Der Verein, der sich seit 25 Jahren für Roma einsetzt, hat die Benennung angeregt, um seinen langjährigen Obmann zu ehren und die Leistungen von Roma und Romnja in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen.

Geboren 1950 in einer Romasiedlung in Rumska (Serbien), begann Ilija Jovanović nach seiner Übersiedlung nach Wien im Jahr 1970 zu schreiben, zunächst auf Serbisch, später auf Deutsch und in seiner Muttersprache Romanes. Gleichzeitig engagierte er sich in mehreren zivilgesellschaftlichen Organisationen. Die Lernhilfe für Roma, die der Verein Romano Centro seit über 20 Jahren durchführt und die Hunderten von Kindern zu schulischem Erfolg verholfen hat, geht auf seine Initiative zurück.

Für sein literarisches Werk, das er in drei eigenen Lyrikbänden und zahlreichen Anthologien veröffentlicht hat, erhielt Jovanović u. a. den Theodor-Körner-Preis (1999) und den Exil-Lyrik-Preis (2010).

Im Jahr 2008 wurde ihm das Bundes-Ehrenzeichen für Verdienste um den interkulturellen Dialog verliehen. Das Nachwort zu seinem letzten Buch verfasste die Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek.

Foto: Roma-Service Burgenland

Roma-Literaturpreis 2016 geht an Samuel Mago

Der 2013 ins Leben gerufene Roma-Literaturpreis des Österreichischen PEN-Clubs in Erinnerung an Ceija Stojka wurde am 11. November 2016 an den Schriftsteller, Musiker und Roma-Aktivisten **Samuel Mago** verliehen.

„Die Geschichte lässt sich nicht korrigieren, aber überschreiben" – mit diesen Worten beschreibt der Österreichische PEN-Club das Ziel dieses Literaturpreises, „die Volksgruppen der Roma und Sinti sind durch das NS-Regime beinahe ausgerottet worden und die Überlebenden und ihre Nachkommen wurden lange nicht als Opfer des Holocausts anerkannt. Der Österreichische PEN vergibt den Literaturpreis, um seine Wertschätzung für einen wesentlichen Teil europäischer Kultur auszudrücken und Vertreter_innen der Roma und der Sinti zu ermutigen, ihre Kultur, ihre Lebensart und ihre Sprachen in ihrer Besonderheit weiter zu pflegen".

Der diesjährige Preisträger Samuel Mago (geboren 1996 in Budapest) stammt aus einer Roma-Familie mit mütterlicherseits jüdischen Wurzeln. Der Preis in Erinnerung an die Schriftstellerin und Künstlerin Ceija Stojka ist bereits seine zweite Auszeichnung: Schon 2015 erhielt der Autor den exil-jugend-literaturpreis.

„Sein Talent ist ein Versprechen für die Zukunft: Er ist auf dem besten Wege, ein bedeutender Schriftsteller, ein Roma-Schriftsteller zu werden", begründete der Schriftsteller und Fotograf Peter Paul Wiplinger die Entscheidung für Samuel Mago.

Hört das denn nie auf?

Zuerst war der Sieg Österreichs beim Eurovision Song Contest 2014 mit der Transgender-Sängerin Conchita Wurst. Im darauffolgenden Jahr 2015 übertraf sich die Euphorie um die Offenheit für queere Lebensweisen selbst: Das Großevent ESC wurde in Wien ausgerichtet. Die „Hauptstadt der Toleranz" schmückte ihre Straßen mit gleichgeschlechtlichen Ampelpärchen, die Medien feierten die „offene Gesellschaft". So schön es war – was davon ist geblieben? Gelten lesbische, bisexuelle, schwule, trans*- und heterosexuelle Lebensweisen schon als gleichberechtigt?
Die Stimme-Ausgabe Einhundertundeins nimmt Homophobie, Transphobie und Sexismus im Österreich des Jahres 2016 unter die Lupe.

Paul Scheibelhofer, Männlichkeitsforscher, befasst sich mit der Funktion homophober Abwertungen für junge Männer und damit, wie ihnen entgegengewirkt werden kann.
Im „Anti-Genderismus" treffen sich rechtsextreme, rechtskonservative und fundamentalistisch-katholische Gruppen, wie in dem gemeinsamen Text der Politikwissenschaftlerinnen **Stefanie Mayer, Edma Ajanovic** und **Birgit Sauer** analysiert wird.
Der Theatermacher **Gin Müller** sprach mit der Transfrau **Luna** (Name anonymisiert) und erfuhr, dass Transphobie und Sexismus nicht nur unter Heterosexuellen anzutreffen ist.
In einem Gemeinschaftstext erzählen **„Die zwölf Opossums"** – aus dem postsowjetischen Raum migrierte queere Menschen – über ihre Erfahrungen mit Solidarität in Österreich.

Auch die Kunststudentin **Maira Enesi Caixeta** nahm ihre Erfahrungen als queere, schwarze Migrantin als Grundlage für ihr *think-piece:* „Wind der Veränderung".

An dieser Stelle einen herzlichen Dank an Reneé Winter, Vida Bakondy und Bernhard Weidinger für ihre Unterstützung bei der Konzeption dieser Ausgabe.

Sind wir für den Tod von fremden Reisenden verantwortlich, auch wenn wir den Krieg nicht verursacht haben? Die Kultur- und Sozialanthropologin **Sabine Strasser** hat untersucht, wie Menschen mit dieser Gewissenfrage umgehen: im Stimme-Gespräch.
Herrn **Groll** und dem Dozenten bleibt in ihrer monatlichen Zeitungsschau wieder einmal nichts erspart: Homophobie, Sexismus, Populismus und vieles mehr. Von **Erwin Riess.**
Angela Wieser berichtet über die österreichischen Sportinitiativen für Geflüchtete – recherchiert im Rahmen einer Kooperation der Initiative Minderheiten mit dem Sportministerium.
Die Radio-Stimme-Nachlese greift die Sendung zum Tabuthema „Mutterschaft bereuen" auf – verfasst von **Zsaklin Diana Macumba.**

Ein Foto vom ersten öffentlichen Auftritt der Homosexuellen Initiative HOSI im Jahre 1980 gab **Vida Bakondy** den Anlass, für die Spurensicherung den Ereignissen rund um dieses Debüt nachzugehen.

Ein gutes Jahr war 2016 – insbesondere für Minderheiten und zur Flucht gezwungene Menschen – nicht, doch welches Jahr ist schon ein gutes Jahr? Wir bleiben jedenfalls dran und beschäftigen und auch 2017 mit aktuellen (minderheiten)politischen Themen. In unserer Frühjahrsausgabe soll es um die neuen Nationalismen in und um Europa gehen.

Erholen Sie sich gut und sammeln Sie wieder einmal viel Kraft für die Herausforderungen der Zeit.
Schöne Feiertage wünscht

Gamze Ongan | Chefredakteurin

Hakan Gürses

Populismus und repräsentative Diktatur

Das Gruselkabinett beherbergt viele Namen: Putin, Orbán, Kaczyński, Fico, Erdoğan, einst Berlusconi, und jetzt kam Trump dazu. Letztgenannter ist zweifelsohne der Mächtigste von allen, quasi der Gipfel des Schreckens. Allerdings gibt es Anzeichen dafür, dass die Liste mit ihm nicht abgeschlossen sein wird: Le Pen und Wilders, Petry und Farage, Dahl und Hofer/Strache warten schon in den Startlöchern auf ihre Stunde.

Fallen diese Namen, ist in politischen Analysen stets von *Populismus* die Rede. Der Begriff ist nicht klar umrissen, alles Unerwünschte und Problematische in der Politik wird da hineingeworfen. Populismus ist ein Container-Begriff. Vor allem vermischt sich darin Rechts mit Links. Orbán, Erdoğan und Putin stehen auf der Populisten-Liste neben Chávez, Correa und Morales, von Grillo ganz zu schweigen, der politisch schwer einzuordnen ist. Diese sehr große Klammer macht es schwierig, Ziele und Dynamiken differenter Politiken zu untersuchen. Manche Autor_innen suchen die Lösung in der Unterscheidung zwischen *Rechts- und Linkspopulismus,* ohne klare Unterschiede zwischen beidem anführen zu können.

Während mit *Populismus* eher eine politische Strategie bezeichnet wird, bringen Theoretiker_innen auch Namen für das System ein, das der Populismus zu errichten sucht. Dieses hat zwar viele Gestalten, aber zwischen den Regierungen von Putin, Erdoğan und Orbán sind beispielsweise auch mehrere Gemeinsamkeiten zu finden. Schon in den 1970er Jahren nahm Nicos Poulantzas einige der heutigen Entwicklungen vorweg und sprach von einer neuen Staatsform, die er als autoritären Etatismus bezeichnete. In jüngerer Zeit kamen Begriffe auf, die allesamt diesen politischen Mega-trend der Gegenwart umschreiben sollen: *Diktatur 2.0, Postdemokratie, Postpolitik, entpolitisierte Politik, plebiszitärer Autoritarismus* usw. Es gibt zudem eine schillernde Eigenbezeichnung. 2014 sprach Viktor Orbán hinsichtlich seines politischen Programms von einer *illiberalen Demokratie.* Der polnische Publizist Sławomir Sierakowski nennt die populistische Bewegung in den Visegrád-Staaten, die nun das ganze Europa bedrohe, die *illiberale Internationale.*

Freilich geht es hier nicht um das Finden des besten Oberbegriffs für eine gefährliche Politik und für die von ihr anvisierte Staatsform. Es gilt, einen politischen Trend (mitsamt Hintergrund) zu verstehen, der sich von China über die Türkei und Zentraleuropa bis hin zu den USA erstreckt.

Eine wesentliche Eigenschaft populistischer Politik beschreibt Jan-Werner Müller in seinem 2016 bei Suhrkamp erschienenen Essay *Was ist Populismus?:* Die Populisten, sagt er, sprechen nicht von einem empirisch erfassbaren Volk, also nicht von einem Wahlvolk *(demos).* Sondern sie konstruieren *ihr* „Volk" als das wahre, moralisch reine, eigentliche. Und sie geben an, dass nur sie dieses Volk repräsentieren könnten:

„Konkret heißt dies, dass Populisten den Staat vereinnahmen, *checks and balances* schwächen oder gar ganz ausschalten, Massenklientelismus betreiben und jegliche Opposition in der Zivilgesellschaft oder den Medien zu diskreditieren suchen. Sie tun all dies mithilfe einer expliziten moralischen Selbstrechtfertigung: In einer Demokratie soll das Volk ‚seinen' Staat in Besitz nehmen; Wohltaten sollen an das einzig wahre Volk gehen und nicht an diejenigen, die gar nicht dazugehören; oppositionelle Stimmen in Medien und Zivilgesellschaft seien das Sprachrohr ausländischer Mächte […]" (S. 130 f).

Was wir in Ländern wie Russland und der Türkei erleben und was auch in Ungarn oder der Slowakei umgesetzt werden soll, ist eine Art durch populistische Politik errichtete, plebiszitär legitimierte, autoritäre Regierung mit einer zumeist charismatischen Führungsperson an der Spitze. Diese gibt sich als die gerechtfertigte und verdiente Institutionalisierung einer Erneuerungsbewegung und mischt dabei eine nationalistisch und religiös aufgeladene Ideologie mit einigen scheinbaren wirtschaftlichen Erfolgen (hinter denen sich selbst ein starker Klientelismus verbirgt) zusammen. Zu diesem Gebilde fällt mir kein besserer Begriff ein als *repräsentative Diktatur.*

Über den strukturellen Hintergrund und die historischen Vorläufer einer solchen repräsentativen Diktatur möchte ich in meinem Beitrag in der nächsten Ausgabe der **Stimme** Überlegungen anstellen.

Hört das denn nie auf?

Sexismus und Homophobie

stimme_Thema

Stefanie Mayer, Edma Ajanovic und Birgit Sauer

Gender

Vom „Weltkrieg gegen die Ehe“ und dem neuen Kommunismus

Die Rechte – ob christlich, konservativ, populistisch oder rechtsextrem – hat einen gemeinsamen Feind ausgemacht, der zutiefst bedrohlich, ungemein mächtig und dabei enorm gerissen ist: „Gender“ und alles, was sich damit nur im Entferntesten verbinden lässt.

Hieronymus Bosch | Garten der Lüste | Detail

Papst Franziskus erzählt im Oktober 2016 vom Krieg – nicht von einem der Kriege, die mit Bomben, Gewehren und Panzern geführt werden, sondern von einem Krieg der Ideen. Konkret: von einem „Weltkrieg gegen die Ehe“, angezettelt und befehligt von der sogenannten „Gender-Theorie“. Die FPÖ warnt im Wiener Wahlkampf 2015 davor, dass das „biologische Geschlecht von Mann und Frau sowie natürliche Beziehungen“ durch Gender-Mainstreaming in Frage gestellt werden. Die Rechte – ob christlich, konservativ, populistisch oder rechtsextrem – hat einen gemeinsamen Feind ausgemacht, der zutiefst bedrohlich, ungemein mächtig und dabei enorm gerissen ist: ‚Gender‘ und alles, was sich damit nur im Entferntesten verbinden lässt.

Vorneweg: Nicht alles, was die Gegner_innen der ‚Gender-Theorie‘ oder ‚Gender-Ideologie‘ behaupten, ist reine Fiktion. Wie die Soziologinnen Paula-Irene Villa und Sabine Hark im Vorwort zu ihrem kritischen Sammelband zum aktuellen ‚Anti-Genderismus‘ schreiben, haben diese Kritiker_innen grundsätzlich verstanden, dass der Begriff ‚Gender‘ auf die „soziale Beschaffenheit von Geschlecht zielt und damit eine naive, simplifizierende Vorstellung von Geschlecht als naturhafte, unveränderliche, an-sich-so-seiende Tatsache“ überwindet.[1] Hier endet allerdings das Verständnis auch schon, denn was die Gegner_innen des „Gender“-Begriffs aus einer solchen konstruktivistischen Fassung von Geschlecht ableiten, lässt sich häufig nur als paranoide Verschwörungstheorie beschreiben. Ihrerseits setzen „Anti-Genderist_innen“ auf die Idee „natürlicher“ Männer und Frauen – samt zugehöriger Aufgaben,

[1] Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hg.): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript 2015, S. 7.

„Ich werde jetzt einfach die Frau sein, die ich immer sein wollte!“ Die Transfrau **Luna** über ihr Leben vor und nach dieser Entscheidung im Gespräch mit **Gin Müller.**

auf Seite 14

Rollen und sozialer Positionen; eine Vorstellung, in der aus der „Natur“ der Geschlechter die Notwendigkeit eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses ebenso folgt wie die „Natürlichkeit“ heterosexueller Beziehungen. Der Begriff „Gender“ ist dabei der Hebel, an dem aktuelle homo- und transphobe, antifeministische und sexistische Diskurse ansetzen. Anstatt offen die Diskriminierung von Frauen, Schwulen, Lesben oder Transpersonen zu propagieren, wird die Argumentation gewendet: Gleichstellungs- und Anti-Diskriminierungspolitiken werden als Bedrohungen imaginiert, die „normale“ Menschen, deren Familien- und Beziehungsformen und in weiterer Folge (je nach politischer Ausrichtung unterschiedlich gefasst) Gesellschaft, Staat, Nation und/oder Volk zu zerstören trachten.

Vom Vatikan zur FPÖ und zurück

Der Diskus der „Gender-Ideologie“ lässt sich als Verknotung von zumindest zwei ideologischen Linien deuten, die sich beide in der heterosexuellen Kleinfamilie zuspitzen: Einerseits die katholische Moral mit den daraus resultierenden Geschlechter- und Familienbildern, andererseits die völkisch-rassistische Angst vor demographischen Veränderungen. Damit sind auch zwei zentrale Quellen „anti-genderistischer“ Mobilisierung in Österreich benannt.[2]

Die katholische Kampagne gegen den Begriff „Gender“ kann bis in die 1990er Jahre zurückverfolgt werden, wo bei den UN-Konferenzen in Kairo 1994 und Beijing 1995 um die Integration des Gender-Konzepts in die Abschlussdokumente gestritten wurde. Im Hintergrund der Begriffsdebatte stand die Ablehnung von sexuellen und reproduktiven Rechten durch den Vatikan – konkret befürchteten die katholischen Gegner_innen von „Gender“ einen Angriff auf die „natürliche“ Familie, die weltweite Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen und die Durchsetzung von Rechten für LGBTIQ-Personen. Konsolidiert wurde die katholische Position Anfang der 2000er Jahre in einer Reihe kirchlicher Publikationen, die das diffamierende Verständnis des Begriffs „Gender-Theorie“ bzw. „Gender-Ideologie“ vorgaben. Ihre konkreten Strategien passt die katholische Kirche (wie auch die oft deutlich extremeren Laienorganisationen) den jeweiligen nationalen Gegebenheiten an, sie ist aber dank ihrer globalen Strukturen einer der wichtigsten Player in der internationalen Verbreitung und Vernetzung „anti-genderistischer“ Mobilisierungen.

In Österreich begann die öffentliche Debatte um die „Gender-Ideologie“ erst in der zweiten Hälfte der 2000er Jahre. Der Begriff tauchte in den heimischen Zeitungen zum ersten Mal 2008 auf, als die FPÖ-Politikerin Barbara Rosenkranz ihr Buch *MenschInnen. Gender Mainstreaming. Auf dem Weg zum geschlechtslosen Menschen* publizierte. Diese Publikation bestimmt bis heute die Position der FPÖ – so ist etwa der Abschnitt zu Gender Mainstreaming im aktuellen *Handbuch freiheitlicher Politik*[3] nichts anderes als eine Zusammenfassung ihres Arguments. Rosenkranz und die FPÖ detaillieren hier eine Argumentationsfigur, die sich in vielen Beiträgen zur „Gender-Ideologie“ findet: Diese sei die aktualisierte Version des Marxismus (auch: Kommunismus, Sozialismus; solche feinen Differenzen interessieren im „Anti-Genderismus“ nicht). Die Analogie bezieht sich dabei sowohl auf die angeblich autoritäre Form der Durchsetzung – was einst die marxistisch-leninistische Kaderpartei war, ist heute die EU und das Top-Down-Instrument Gender Mainstreaming – wie auch auf den Inhalt. Beide Ideologien strebten die Zerstörung der Familie an, beiden ginge es um die Schaffung eines „neuen Menschen“ und beide propagierten die – negativ gewertete – Gleichheit aller Menschen.

Aus kritischer Perspektive ist an dieser Gleichsetzung weniger ihr diffamierender Charakter und ihre faktische Unsinnigkeit interessant, als der Einblick, den sie in das rechte Denken gewährt: Tatsächlich wenden sich sowohl Marxist_innen wie auch queere Aktivist_innen und Feminist*innen gegen die rechte These von der „natürlichen Ungleichheit“ der Menschen. Wird die Naturalisierung sozialer Verhältnisse als Kern rechten Denkens verstanden, lässt sich die Angst vor einer Entnaturalisierung von Geschlecht, vor der Absage an Biologie als Schicksal leichter dechiffrieren.

[2] Die Situation in anderen Regionen – z. B. in Russland, wo ‚Anti-Genderismus‘ sowohl staatlich wie auch durch die orthodoxe Kirche gefördert wird, oder in den USA und einer Reihe afrikanischer Länder, wo evangelikale Gruppen eine wichtige Rolle spielen – kann hier nicht berücksichtigt werden.

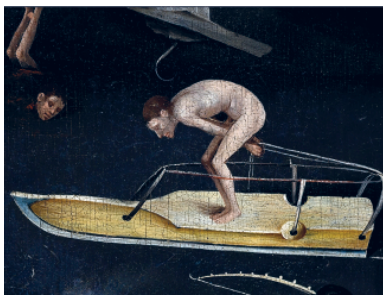
[3] 4. Auflage/2013, hrsg. vom FPÖ-Bildungsinstitut.

Verkettete Bedrohungen

Unter dem Dach der „Gender-Ideologie“ wird ein breites und ständig wachsendes Themenspektrum gefasst. In Österreich wird der Diskurs v. a. von rechts-katholischen Vereinen getragen, die sich Jahr für Jahr am Tag der Regenbogenparade zum *Marsch für die Familie* zusammenfinden, von rechts-konservativen Gruppierungen und Einzelpersonen, wie dem ehemaligen Presse-Chefredakteur Andreas Unterberger, von der FPÖ, ihren Vorfeldorganisationen und Medien, von anderen rechtsextremen Gruppen und schließlich von Single-Issue-Vereinen und Zusammenschlüssen, etwa aus der Männerrechtsbewegung oder von Gruppen „besorgter Eltern“. Zu den Themen, die in den letzten Jahren unter dem Label „Gender-Ideologie“ behandelt wurden, gehörten (gerafft und ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit) [4]: das „Umerziehungsprogramm“ Gender Mainstreaming, zu dem nicht zuletzt das herrschende „politisch-korrekte Sprachdiktat“ beiträgt. Nicht ganz geklärt ist dabei, ob Gender Mainstreaming den „geschlechtslosen Menschen“ oder doch die „Verweiblichung der Gesellschaft“ anstrebt – Letztere hat jedenfalls das Schulsystem bereits ergriffen und schon die Kleinsten werden durch das verpflichtende Kindergartenjahr der „Gehirnwäsche“ zugeführt. Besonders gefährlich ist die „weiblich-schwule Sexualerziehung“ mit ihren „an Missbrauch grenzenden Sexspielen“, die u. a. zur Akzeptanz einer „Schwulenkultur“ verleitet, welche ihren Ausdruck in Songcontest, Life-Ball und Conchita Wurst findet. Auch die Regenbogenparade ist ein Angriff auf Familie und Gesellschaft, der auch vor dem Rechtssystem nicht Halt macht: Anti-Diskriminierungsgesetze verbieten etwa Christ_innen Homosexualität als „objektive Unordnung im menschlichen Leben“ darzustellen! Darüber hinaus sollen Forderungen nach Veränderung der Personenstandsgesetzgebung die „verrückte Idee“ eines nicht von der Natur determinierten Geschlechts absichern. Auch bei Heterosexuellen befördert der Zugang zu Verhütung und Abtreibung „Unzucht statt Liebe“, während Hausmänner, den „Rollentausch“ und damit das Ende der Familie vorleben. Hort der „Gender-Ideologie“ sind allerdings die Universitäten, die unter der Knute der zutiefst unwissenschaftlichen „neuen Theologie“ der Gender Studies ächzen – sichtbar nicht zuletzt an der Männerdiskriminierung beim Aufnahmetest für das Medizinstudium. Dieser konzertierte Angriff auf die „Männlichkeit und alles was damit in Verbindung gebracht wird“ schwächt europäische Gesellschaften, womit sich der Kreis zum Rassismus schließt: Profitieren wird letztlich „der Islam“, der darum heute – trotz seiner angeblich zutiefst patriarchalen und homophoben Werte – gute Miene zur „Gender-Ideologie“ macht. So weit, so bedrohlich!

Die Argumentation startet dabei stets am selben Punkt: Diskriminierung sei in westlichen Ländern längst überwunden, Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern und von LGBTIQ-Personen bereits erreicht – wenn also Feminist*innen und queere Aktivist_innen immer noch um Emanzipation streiten, *müssen* sie damit in Wirklichkeit andere Ziele verfolgen. Diese Logik ist so simpel wie effektiv: Wer den Gegner_innen geheime Absichten unterstellt, hat viel Spielraum. Nicht nur lassen sich diese „wirklichen“ Ziele in den düstersten Farben ausmalen, sie sind auch beliebig um immer neue Themen erweiterbar. Und wenn sich kein Hinweis darauf finden lässt, dass etwa Gender Mainstreaming tatsächlich die „Schaffung eines neuen Menschen“ betreibt, ist das nur Beleg dafür, wie gut die „Genderisten“ ihre wahren Absichten verschleiern. Vor allem aber hält die Unterstellung verdeckter Ziele das Konstrukt „Gender-Ideologie“ einerseits flexibel, sodass immer neue Gruppierungen und Personen mit ihren jeweiligen punktuellen Anliegen andocken können, andererseits bietet es eine gemeinsame Erzählung, die diese Anliegen integriert und Koalitionen fördert. Die Frauenquote, das Binnen-I und das Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Paare haben nicht von vornherein etwas miteinander zu tun – unter dem Dach der „Gender-Ideologie“ lassen sie sich aber alle als Ausdruck ein und derselben Attacke auf die „natürliche“ und/oder gottgewollte Ordnung verstehen.

Mit dem „Anti-Genderismus“ gewinnen derzeit sexistische und homophobe Positionen in der Öffentlichkeit an Legitimität. Das gelingt nicht zuletzt durch die spezifische populistische Form dieses Diskurses, der sich – wiewohl in Mitteln und Wortwahl höchst aggressiv – gerade nicht als Angriff, sondern als Notwehr, als versuchte Abwehr einer existenziellen Bedrohung inszeniert.



Stefanie Mayer beendet 2016 ihre Dissertation zu Rassismen und Anti-Rassismus im weißen feministischen Aktivismus in Wien. Seit Oktober 2016 lehrt und forscht sie an der FH Campus Wien.

Edma Ajanovic hat 2016 an der Universität Wien zum Thema „Rassismus als Wissens- und Machtkomplex“ promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind u.a. Rechtspopulismus, Intersektionalität von Rassismus und Geschlechterverhältnissen sowie kritische Migrationsforschung.

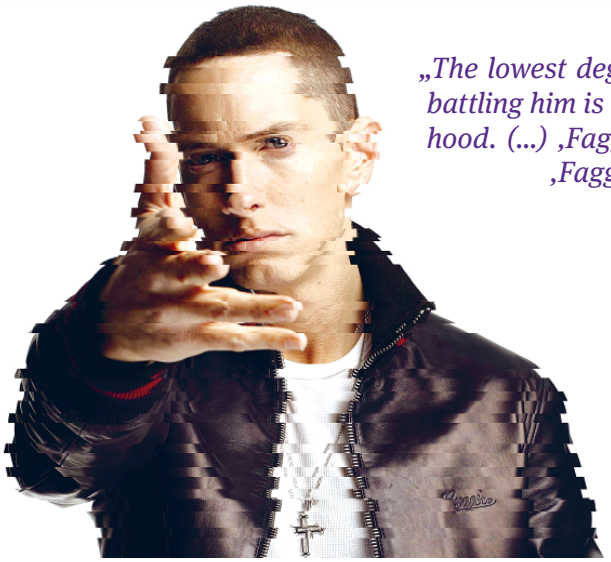
Birgit Sauer ist seit 2011 Universitätsprofessorin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Sie arbeitet zu Politik, Emotionen und Rechtspopulismus unter einer Geschlechterperspektive.

[4] Alle Beispiele und Zitate stammen aus Texten rechtsextremer, rechtskonservativer und katholischer Autor_innen, die im Rahmen eines Forschungsprojekts ausgewertet wurden.

Paul Scheibelhofer

„Du bist so schwul!“

Homophobie als Regulativ am Weg zur Männlichkeit



„The lowest degrading thing you can say to a man when you’re battling him is to call him a faggot and try to take away his manhood. (...) ‚Faggot‘ to me doesn’t necessarily mean gay people. ‚Faggot‘ to me just means taking away your manhood.“
Eminem [1]

Obwohl die Diskriminierung von Homosexualität gesellschaftlich zunehmend zurückgedrängt wird, sind homophobe Abwertungen im Leben vieler junger Männer etwas Alltägliches. Manchmal als Spaß, manchmal eingesetzt, um zu provozieren und manchmal ganz explizit als Abwertung und Erniedrigung des Gegenübers. Wie dieser Artikel zeigen soll, geht es dabei jedoch immer um Aushandlungsprozesse rund um Männlichkeit und um den Versuch, eine männliche Norm abzusichern sowie „Grenzüberschreitungen“ zu sanktionieren. Die hier entwickelte Perspektive spricht sich gegen ein Wegschauen oder Hinnehmen homophober Abwertungen unter jugendlichen Männern aus und zeigt Implikationen für Strategien zur Überwindung von Homophobie auf.

Homophobie im schulischen Alltag

Studien verdeutlichen, dass es vor allem Jungen sind, die sich durch homophobe Äußerungen und Angriffe gegenseitig abwerten. Auf Schulhöfen und in Klassenzimmern sind Beschimpfungen wie „du Schwuchtel!“ viel öfter zu hören, als etwa „du Lesbe!“ (vgl. Gualdi et al., 2008). Außerdem zeigt sich, dass jugendliche Homophobie unterschiedliche Gesichter hat, je nachdem, wen sie trifft: Während Homophobie in vielen Schulen eine alltägliche, scheinbar spielerische Form der Abwertung zwischen Jungen ist, trifft sie jene, die der heterosexuellen Norm nicht entsprechen, mit besonderer Härte. Diese Dynamik zeigte etwa CJ Pascoe (2007) in ihrer ethnographischen Studie an einer US-amerikanischen High-School nachvollziehbar auf. Junge Männer erklärten der Forscherin, dass homophobe Schimpfwörter oft gar nicht auf Sexualität abzielen: wer als *fag* (das amerikanische Äquivalent zu „Schwuchtel“) bezeichnet wird, wird damit auch als dumm, inkompetent und unmännlich bezeichnet. Gründe, wieso ein Junge in der Schule von anderen Jungen als *fag* beschimpft wird, gibt es viele: etwa die „falsche“ Kleidung, zur Schau gestelltes Interesse am Unterricht oder Lust am Tanzen. Der „Makel“ der Homosexualität kann schnell an einem Jungen haften. Einer der effizientesten Wege, ihn wieder loszuwerden, ist, selbst homophobe Äußerungen zu tätigen – frei nach dem Motto: wer homophob ist, kann nicht schwul sein. Die Studie zeigt aber auch, dass die Jungen viel Energie aufwenden, um gar nicht erst ins Fadenkreuz der Abwertung zu kommen. Durch Kontrolle ihres Verhaltens und ihres Auftretens versuchen sie, möglichst keinen Anlass zu geben, als schwul bezeichnet zu werden. Die jungen Männer, so zeigt sich, wenden ihr Wissen um die „Gefahr“ des Homosexualitätsmakels nicht nur auf andere Jungen

[1] Der Rapper Eminem erklärt in einem Interview mit dem Musiksender MTV, wieso er in seinen Liedern so oft das Wort „faggot“ („Schwuchtel“) verwendet.

an, sondern auch auf sich selbst, und versuchen, durch Anpassung und Selbstkontrolle zu verhindern, dass sie die nächsten sind, die in die Rolle des *fag* geraten.

Während Homophobie demnach für *alle* Jungen disziplinierende und selbstdisziplinierende Effekte hat, wandelt sich der Charakter homophober Abwertungen, wenn sie jene trifft, die – scheinbar oder tatsächlich – von der heterosexuellen Norm abweichen. Studien über die Lebensrealitäten von schwulen und bisexuellen Schülern haben gezeigt, dass sie häufiger von Diskriminierung und Gewalt betroffen sind als ihre Mitschüler und selten Unterstützung durch das Lehrpersonal erhalten. Für die Betroffenen sind diese Erfahrungen oft mit massiven psychischen Belastungen verbunden (vgl. Lippl, 2008). Offensichtlich wirkt Homophobie hier anders als in den eben beschriebenen Dynamiken von Fremd- und Selbstkontrolle.

Dies hat auch Pascoe im Rahmen ihrer ethnographischen Studie erkannt, als ihre Forschung sie mit der Lebensrealität eines offen homosexuellen Schülers in Kontakt brachte. Der junge Mann, der nicht nur offen über seine Homosexualität sprach, sondern im Auftreten durch untypische Kleidung, gefärbte Haare und andere Praktiken von der männlichen Norm in der High-School abwich, berichtete über wiederholte homophobe Attacken durch Mitschüler und auch Lehrer. Für diesen Schüler präsentierte sich Homophobie nicht als neckisches Abwertungsspiel und ihm wurde nicht zugestanden, den „Makel“ abzustreifen, sondern er wurde darin festgeschrieben, und dies machte sein Leben in der Schule zu einer Tortur. Ausschlaggebend dafür sei, so Pascoe, nicht allein die Tatsache, dass der Schüler *tatsächlich* schwul sei und damit die sexuelle Norm, die in der Schule herrscht, durchbreche. Erst in Kombination mit der Missachtung der *geschlechtlichen Norm*, also der Verweigerung des Schülers, sich „typisch männlich“ zu verhalten, überschreitet er eine rote Linie. Diese doppelte Normübertretung wollen und können die anderen Jungen nicht akzeptieren, und so verliert die Homophobie ihren neckischen, spielerischen Charakter und wird purer Ernst.

Um zu verstehen, wieso Homophobie für junge Männer so eine zentrale Rolle spielt, ist es nötig, die Zusammenhänge mit der Konstruktion von Männlichkeit näher zu betrachten. So zeigt sich, dass diese homophoben Abwertungen eingebunden sind in machtvolle Regulierungs- und Habitualisierungsprozesse am Weg zu einer erwachsenen, normativen Männlichkeit.

Homophobie als Regulativ am Weg zu einer normativen Männlichkeit

Die kritische Männlichkeitsforschung, die sich seit den 1980er Jahren zunehmend etabliert, geht von der „Grundannahme“ aus, dass patriarchale Geschlechterverhältnisse in westlichen Gesellschaften nicht allein auf der Vorherrschaft von Männern über Frauen basieren, sondern dass damit immer auch Herrschaftsverhältnisse und Vormachtkämpfe zwischen Männern und Männlichkeiten einhergehen. Diese Annahme wurde im für die kritische Männlichkeitsforschung wegweisenden Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Raewyn Connell (2006) expliziert. Männliche Herrschaft geht mit Vormachtkämpfen über die Definition „richtiger Männlichkeit“ sowie der Konstitution und Abwertung „anderer“ Männlichkeiten einher. Neben Klassismus, Rassismus und anderen „Achsen der Differenz“ ist Homophobie zentral für die Grenzziehung zwischen „normaler“ und abgewerteter Männlichkeit.

In der Adoleszenz stellen sich Jungen diese normativen Bilder als Entwicklungsaufgabe dar: Am Weg zum Erwachsenwerden sollen sie sich Aspekte „richtiger Männlichkeit“ aneignen und Eigenschaften, die als „unmännlich“ gelten, ablegen. Männliche Jugend kann insofern auch als „Einarbeitungsphase“ in normative Männlichkeit verstanden werden. Dieser Einübungsprozess findet nicht auf bewusster Ebene, im Sinne eines regelgeleiteten Trainings statt, sondern geschieht in der alltäglichen Interaktion. Das erlernte Wissen ist implizit und inkorporiert und wird im Handeln aktiviert – es ist *habitualisiertes* Wissen. Das, was in der Jugend noch erarbeitet werden muss, erscheint später als selbstverständlich gegebene Männlichkeit, die nicht nur Sicherheit und einen Orientierungsrahmen bietet, sondern auch den Anspruch auf Vormachtstellung und Dominanz im Geschlechterverhältnis legitimiert. Doch mit dem Privileg, dem dominanten, starken und mächtigen Geschlecht anzugehören, geht auch die Aufgabe einher, die eigene Zugehörigkeit zu dieser auserwählten Gruppe unter Beweis stellen zu müssen. Und wie Bourdieu (2005) in seinen Arbeiten zur *männlichen Herrschaft* herausarbeitete, sind es vor allem andere Männer, vor denen dieser Beweis immer wieder erbracht werden muss. Misslingt dies, droht der Ausschluss aus dem Kreis der „normalen“ Männer und das Abrutschen in die Gefilde der abgewerteten Anderen. Die Bestätigung von Männlichkeit findet dabei vor allem über die Abwehr dessen, was in der Logik hegemonialer Männlichkeit als *nicht-männlich* definiert wird, statt.

Vor diesem theoretischen Hintergrund zeigt sich, dass es bei der Homophobie junger Männer um weit mehr geht als um Hass oder Angst im Zusammenhang mit bestimmten sexuellen Praktiken. Um die Rolle von Homophobie im Leben von Jungen zu verstehen, ist darum eine Perspektivenerweiterung nötig: denn so negativ und destruktiv homophobe Abwertungen unter Jungen aus pädagogischer und emanzipatorischer Sicht sind, so erfüllen sie doch eine

Sind wir für das Leid von fremden Reisenden verantwortlich? Ein Gespräch mit **Sabine Strasser** zur Verhandlung von Moralität und Politik über Grenzen hinweg.

auf Seite 22

Funktion und haben für die Jungen einen „Nutzen". Homophobe Abwertungen markieren „falsches" Verhalten und helfen damit, die Grenzen normativer Männlichkeit zu verdeutlichen und die Einarbeitungsprozesse der jungen Männer zu steuern. Diese normierenden Prozesse sind dabei einerseits einschränkend, andererseits haben sie aber auch produktive Aspekte. Einschränkend sind sie, da sie junge Männer dazu anhalten, „unmännliche" Tätigkeiten, Interessen oder Gefühle aus ihrem Repertoire zu streichen oder zu verschweigen. Sie vermitteln ihnen auch, dass „richtige" Männer heterosexuell sind und dass auch sie ihr Begehren dementsprechend auf das andere Geschlecht richten sollen. Normative Einarbeitungsprozesse sind für junge Männer jedoch auch produktiv, da sie im Gegenzug an die Anpassung an das herrschende männliche Ideal sowohl habituelle Sicherheit als auch ein Versprechen auf „patriarchale Dividende" (Connell) und eine dominante Position im Geschlechterverhältnis erhalten. Homophobie ist demnach ein mächtiges Regulativ am Weg zu einer „normalen" erwachsenen Männlichkeit.

Was tun?

Abschließend sollen Konsequenzen dieser Beobachtungen für die Beendigung von Homophobie im Kontext Schule umrissen werden: Einerseits braucht es bessere Unterstützungsstrukturen für nicht-heterosexuelle Jungen und Mädchen – denn es zeigt sich, dass diese Unterstützung von Seiten der Pädagog_innen und der Schulleitung oftmals mangelhaft ist. Darüber hinaus gilt es, die vielfach alltäglichen homophoben Abwertungen im Schulalltag zu thematisieren. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Erkenntnis, dass Homophobie zwar Sexualität zum Thema macht, jedoch immer auch auf geschlechtliches Handeln und dessen Sanktionierung abzielt. Und so reicht es auch nicht, Homophobie unter jungen Männern lediglich mit Information und pädagogischer Aufklärung über Homosexualität zu begegnen. Diese sollte einhergehen mit einer grundsätzlicheren Infragestellung normativer Männlichkeitsbilder. Denn wenn wir davon ausgehen, dass homophobe Abwertungen vor allem auf *Männlichkeitskonstruktionen* abzielen, dann müssen ebendiese Konstruktionen thematisiert werden, um den Abwertungen entgegenzuwirken. Es gilt also, Räume zu eröffnen, um über rigide Vorstellungen von Männlichkeit zu reflektieren und diese zu überwinden. Jungen brauchen dazu Unterstützung beim „Austritt aus dem Männerbund" (Forster, 2006) und alternative Erfahrungsräume, die nicht auf dem Ausschluss von Mädchen und nicht-normativen Jungen basieren.

Um solche Änderungsprozesse zu ermöglichen ist es jedoch wichtig, die Schule nicht als „geschlechtslose" Institution zu begreifen. Als Teil einer heteronormativen Gesellschaft ist auch sie von Geschlechternormen und Idealvorstellungen über „richtige" Männlichkeit geprägt und reproduziert sie. Das gilt es zu hinterfragen und zu dekonstruieren, um vielfältige Erfahrungs- und Entwicklungsmöglichkeiten zu unterstützen. Dabei sollte die gesellschaftliche Einbettung von Männlichkeitskonstruktionen nicht aus dem Blick geraten. Denn, so lange auf gesamtgesellschaftlicher Ebene männliche Dominanz herrscht, wird es hegemoniale Männlichkeitskonstruktionen geben, die auf der Abwertung von Frauen basieren und Homosexualität in die „niedere Sphäre" des Weiblichen/Unmännlichen verweisen. Die Arbeit an der Überwindung von Homophobie ist darum unauflöslich mit der Arbeit an der Überwindung männlicher Herrschaft verbunden.

Literatur

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Connell, R. W. (2006): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich.

Forster, Edgar (2006): Männliche Resouveränisierungen. Feministische Studien, 2 (06), 193-207.
Gualdi, Miles et al. (2008): SCHOOLMATES - Bullying in der Schule. Bologna: Arcigay.

Lippl, Bodo (2008): Zwei Schritte vor, ein Schritt zurück. Hassgewalt gegenüber bisexuellen und schwulen Jugendlichen im Coming-out. Impuls, die Maneo-Fachzeitschrift zu Homophobie und Hate-Crime, 2, 16-20.

Pascoe, C. J. (2007): Dude, You're a Fag. Masculinity and Sexuality in High School. Berkeley: University of California Press.

Paul Scheibelhofer ist Universitätsassistent am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck.

Die „Normalen“ da draußen

Die Transfrau Luna im Gespräch mit Gin Müller

Luna[1] wuchs in einem Dorf in Niederösterreich auf und lebt nun seit einigen Jahren in Wien. Ihre Eltern kamen aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Österreich. Obwohl hier geboren, hat Luna immer noch keinen österreichischen Pass. Ein Gespräch über Transphobie, Vorbilder und die Gefahren der Straße.

Wie bist du nach Wien gekommen? Hat das auch mit deinem Trans-Outing zu tun?

Auf alle Fälle, ja. Ich bin nach Wien gekommen, weil ich einen großen Streit mit meinem Vater hatte. Davor habe ich in der Umgebung von Wien gewohnt – eine ziemlich ländliche Gegend. Da war es tabu, die Geschlechterrollen zu überschreiten. Auch meine Eltern konnten meine geschlechtliche Identität nicht akzeptieren. Keiner hat es angesprochen, aber meine Eltern haben gewusst, dass ich anders war und haben mich ziemlich unter Druck gesetzt. Ich dachte damals, ich bin ein homosexueller Junge. Ich habe selber Zeit gebraucht, um es zu verstehen. Wie sollte ich mich als schwul outen, obwohl ich gar nicht schwul war? Eigentlich wollte ich immer schon ein Mädchen sein. Als kleines Kind, wenn ich mit Mädchensachen gespielt habe, wurde ich von meinem Vater verprügelt. Daher habe ich in der Pubertät immer wieder versucht, hetero zu sein, aber das hat nicht funktioniert. Ich wurde immer weiblicher und konnte mich nicht so benehmen, wie mein Vater es sich wünschte. Dann ist es zu einem großen Streit gekommen, bei dem sogar mein Leben gefährdet war. Daraufhin bin ich abgehauen und nach Wien gegangen. Auch vorher war ich immer wieder in Wien. In der Gegend, wo ich wohnte, gab es nämlich nichts LGBT-mäßiges.

War es für dich eine Befreiung, in Wien zu sein, bzw. wie hast du hier das Transsein erlebt und die Community?

Am Anfang war es ziemlich befreiend. Vor allem habe ich hier Vorbilder – also lebendige Vorbilder, nicht nur Superstars –, richtige Transsexuelle gesehen und kennengelernt. Ich habe gesehen, dass man es schaffen kann, wenn man es wirklich will. Ich habe in Wien Leute kennengelernt, die mir Mut und Motivation gegeben haben. Nach etwa zwei Jahren habe ich auch wieder Kontakt zu meinen Eltern aufgenommen. Ich habe aber gemerkt, dass sich nichts geändert hatte. Dann habe ich beschlossen, mit der Hormontherapie anzufangen und nur mehr für mich zu leben. Auch vorher war ich mit langen Fingernägeln und gezupften Augenbrauen nie richtig männlich, nur habe ich Zeit gebraucht, um wirklich diesen Strich zu ziehen und zu sagen „Ich werde für niemanden mehr halbe Sachen machen, ich werde jetzt einfach die Frau sein, die ich immer sein wollte“. Es hat gedauert, bis ich alles in meinem Kopf verarbeitet und zu mir gefunden habe.

[1] Name anonymisiert

Hast du dich mittlerweile bei deinen Eltern geoutet?

Sie wissen es. Ich habe es ihnen zwar nie offen gesagt, aber sie haben mich einmal in der Zeitung gesehen, als ich noch als Drag Queen unterwegs war. Daraufhin gab es einen telefonischen Streit. Seither habe ich den Kontakt abgebrochen, weil es mir einfach zu viel war, mich zu rechtfertigen.

Bist du auch in Wien mit Transphobie konfrontiert?

Als Junge hatte ich in der Öffentlichkeit mehr Probleme, als jetzt als Mädchen. Aber in der Schwulenszene spüre ich mehr Transphobie als draußen irgendwo. Schwule Männer stehen nämlich auf richtige Männer und nehmen mich nicht ernst, sie belächeln mich sogar mehr als manche „normalen" Männer draußen. Diese schauen mich an und sagen entweder, ja, ich würde gern mit dir was machen oder, nein, interessiert mich überhaupt nicht, und gehen weiter.

Geht es dabei um dieses „Zwischending", um die Faszination für die Transfrau, die andererseits keine „richtige" Frau ist?

Für die meisten heterosexuellen Männer hat eine Transfrau den Reiz des Verbotenen und ist daher interessant. Als ich nach Wien kam, war ich ein ziemlich hübscher Junge und somit in der Schwulenszene begehrt. Gleichzeitig war aber mein Benehmen ihnen dann doch zu weiblich. Und als ich dann als Mädchen aufgekreuzt bin, hat es geheißen „Du warst so ein hübscher Junge, was hast du mit dir gemacht?" Als schwuler Junge oder als ein „Zwischending" wurde ich in der U-Bahn als „Schwuchtel" beschimpft. Als Mädchen wirst du als Sexobjekt gesehen, du bist eine Schlampe, eine Transe.

Hast du das Gefühl, dass du jetzt mehr mit Sexismus konfrontiert bist, als mit Transphobie?

Genau. In der Schwulenszene ist es nicht so extrem, aber doch vorhanden, manche nennen mich sogar in Schwulenlokalen „Scheißtranse", in normalen Lokalen nicht

Und warum, glaubst du, passiert das vor allem in der Schwulenszene?

Viele schwule Männer, die ich kennengelernt habe, haben kein Interesse an allem, was ihnen zu weiblich erscheint. Und sie versuchen auch, jemanden zu finden, den sie heruntermachen können, damit sie sich besser fühlen. Ich kann mir gut vorstellen, dass manche es gar nicht so böse meinen.

Das ist aber auch sexistisch, oder?

Ja, mehr oder weniger schon.

Bewegst du dich in Wien eher in Homokreisen?

Ganz am Anfang, ja, aber mittlerweile gibt es nur mehr ein paar schwule Lokale, wo ich hingehe. Sonst war ich in den letzten zwei Jahren nicht mehr bei Schwulenevents. Ich gehe in die Heterolokale, ich war schon in fast allen, vom ersten bis zum 22. Bezirk, im Praterdome, in Millenium City ... überall dort, wo „Normale" hingehen. Man muss sagen, es gibt auch nicht wirklich eine Transsexuellenszene in Wien. Das sehe ich auch bei den Latinas, sie gehen auch in die normalen Lokale. Okay, sie schauen auch viel besser aus, weil sie schon durchoperiert sind. Aber ich habe mir gedacht, so schlecht schaue ich auch nicht aus, und habe es probiert. Mich hat es eher positiv überrascht, da ich in normalen Lokalen Schlimmeres erwartet habe, dabei habe ich, wie gesagt, eher in Schwulenlokalen schlimme Sprüche gehört.

Hast du das Gefühl, dass man als Transfrau sehr schnell in die Schiene „Sex mit Bezahlung" eingeordnet wird?

Ja, auf alle Fälle. Es ist leider so, dass viele ausländische Transsexuelle keine große Wahl haben. Sie werden meistens von der Familie verstoßen und sind auf sich gestellt. Natürlich wollen sie nicht arm leben. Sie würden auch lieber einen normalen Job machen, aber wenn du einmal Escort gemacht hast, geht es sehr schnell. Dort wirst du nicht blöd angeschaut, weder vom Chef, noch von den Gästen. Du verdienst 150 Euro für eine Stunde, da würde keine Transsexuelle gern für fünf Euro putzen gehen. Transfrauen müssen von Anfang an Aussicht auf einen Job haben, damit sie mit dem anderen gar nicht anfangen. Es gibt in Österreich leider keine Stellen, die sich darum bemühen, dass Transsexuelle gar nicht in so was reingedrängt werden. Ich habe zum Beispiel im Internet gesehen, dass es in der Türkei eine Notschlafstelle gibt – nur für Transsexuelle.

Haben Transfrauen mit Migrationshintergrund es noch schwerer?

Auf alle Fälle. Ich kenne etwa keine österreichischen Transsexuellen oder Transgender Personen, die Escort machen. Ich weiß nicht, woran es liegt. Vielleicht haben sie in der Familie Unterstützung. Auf alle Fälle reagieren ihre Familien nicht so extrem. Wenn man einmal auf der Straße ist, dann passiert es leicht. Und es passiert fast ausschließlich ausländischen Transsexuellen. Auch wenn sich manche wieder mit den Eltern vertragen – in der Zeit bis dahin sind sie auf der Straße, und da fällt man sehr schnell in ein Loch: Prostitution, Drogen, Kriminalität. Daher wäre eine Stelle gut, wo sie sich melden und übernachten könnten. Eine Sozialarbeiterin, die mit ihnen die nächsten Schritte plant. Ich kenne zehn serbische Transsexuelle, die kommen nicht zu *TransX*. Es ist zwar schön und gut hier, aber wenn sie einen Schlafplatz brauchen, dann werden sie in die normalen Schlafstellen geschickt. Das wollen sie erst recht nicht und gehen lieber mit den Typen.

Werden sie in Männerschlafstellen geschickt?

Das ist ja das Problem! Ich hatte zum Beispiel Glück, als ich das letzte Mal einen Schlafplatz gebraucht habe. Ich hatte schon Brüste von der Hormonbehandlung, so bin ich in eine Mädchenschlafstelle für Jugendliche gekommen. Aber die Schlafstellen für über 21-Jährige sind extrem krass. Wenn sie sagen, auf dem Papier bist du ein Mann und schaust für uns auch nicht weiblich genug aus, kommst du in die Männerschlafstelle. Und da kann es schon passieren, dass du Probleme bekommst, sogar vergewaltigt wirst. Das ist mir auch schon passiert, als ich halb Junge/halb Mädchen war. Ich wurde in eine Männerschlafstelle geschickt, wo drei Männer bei mir angeklopft haben.

Wie bist du hierher zu *Queer Base* gekommen?

An einem *TransX*-Abend wurde ich auf *Queer Base* aufmerksam gemacht. Zuerst habe ich alle drei Monate mal hergeschaut, jetzt komme ich immer öfter.

Hier gibt es ja relativ viele Transfrauen.

Ja, vor allem finde ich es super und bin stolz, dass es so hübsche Transsexuelle aus dem Nahen Osten gibt. Ich könnte es mir nie vorstellen, dass ich es von dort unten schaffen könnte – auch nicht vom Balkan, von wo meine Eltern kommen, dort ist es schon extrem schwierig. Eine Freundin von mir hat zehn Jahre gebraucht, bis sie ihre Brust-OP durchführen lassen konnte. Sie wurde geschlagen, schlimme Dinge sind ihr passiert. Die Amtswege sind in Belgrad extrem gefährlich. Du wirst abgefangen, von Hooligans zusammengeschlagen. Dabei hatte sie das Glück, dass sie wirklich wie eine Frau ausschaut. Sie sagt, wenn du ein bisschen männlich ausschaust, dann töten sie dich sogar, wenn du Pech hast. Als zierliche Frau ist sie mit ein paar blauen Augen davongekommen. Siehst du eher männlich aus, dann trauen sie sich, dich zu schlagen, und haben kein schlechtes Gewissen dabei.

Magst du abschließend noch etwas sagen?

Ich wünsche allen Transsexuellen einfach, dass sie Glück haben, viel Liebe, und dass sie auf den guten Weg kommen.

FreiRäumchen

Ein regelmäßiger Treffpunkt, um innerhalb der LGBTIQ-Community Menschen aus Österreich und vielen anderen Ländern kennenzulernen.

Jeden Donnerstag ab 20 Uhr sind die Community-Räumlichkeiten im ersten Stock der Türkis Rosa Lila Villa offen.

Jeden Donnerstag ab 18 Uhr bietet Queer Base vor Ort eine LGBTIQ-Rechtsberatung für Geflüchtete an.
Termine könne individuell vereinbart werden unter: asylum@queerbase.at

Von 20 bis 22 Uhr gibt es überdies im Freiräumchen das individuelle Beratungsangebot für Trans, Schwul und Queer des Türkis Rosa Tippps.

1. Stock in der Türkis Rosa Lila Villa, Linke Wienzeile 102, 1060 Wien

www.queerbase.at

Gin Müller ist Dramaturg, Theatermacher und Lektor an der Universität Wien und am Institut für Kulturmanagement. Mitarbeit im Projekt **Queer Base – Welcome and Support for LGBTIQ-Refugees.**

Queeres Wien! Queere Solidarität?

Über Schwierigkeiten gegenseitiger Solidarität aus Sicht jener, die sie brauchen

Weit weg von Europa liest du Geschichten im Internet über so viele Wunderorganisationen, Wundergeschichten; du siehst „das verfaulende Europa“ und denkst „Ich auch, nehmt mich auf“. Aber wie? Viele sind weggegangen; ich kann sie nicht fragen, wie es wirklich war.

Wir sind queere Menschen aus dem post-sowjetischen Raum mit unterschiedlichem Aufenthaltsstatus, die auf unterschiedliche Weise migriert, weiß, weiblich sozialisiert sind, auf unterschiedlichem Niveau Deutsch können, unterschiedlichen Zugang zu Bildung haben. Einige von uns sind seit Jahren hier, andere erst einige Wochen. Wir leben in Wien und erzählen von unserer Erfahrung mit Solidarität.

Wer kann überhaupt nach Europa „ziehen“?

Viele Lesben und Trans*personen sind in die Fürsorge für Kinder/alte Menschen eingebunden, können nicht „einfach alles zurücklassen“, haben Angst, dass der Familie etwas zustößt und sie nicht zurückfahren können. Trans*personen haben zusätzlich oft Schwierigkeiten mit ihren Dokumenten oder fürchten gewaltvolle Reaktionen auf ihre Geschlechterambivalenz. Viele Lesben und Trans*gender sind aufgrund von Misogynie und Sexismus unsichtbar und stumm in der eigenen Community, können die Kanäle und Netzwerke, die sich viele Cis-Schwule[1] aufbauen konnten, nicht nutzen.

Wer ist sichtbar in Europa? Wer sind diese „Opfer der Homophobie“?

Sichtbar werden diejenigen, die dem Bild des „Opfers der Homophobie“ westlicher Unterstützer_innen entsprechen. Die Medien verbreiten unaufhörlich Bilder schwuler Männer, die im öffentlichen Raum verprügelt werden. Das erzeugt Erwartungen, wie Homophobie in anderen Ländern aussieht.

Wer kann Bedürfnisse äußern? Wer wird dafür bestraft?

Viele Wiener_innen haben großes Verständnis für Cis-Schwule, aber wenn wir Lesben und Trans*gender unsere Bedürfnisse kommunizieren, werden sie entweder einfach ignoriert oder alle sind überfordert. Schlimmstenfalls werfen dir die priviligierten Mehrheitsösterreicher_innen/Deutschen dann vor, aggressiv zu sein. Und schon geht es darum, in welcher Form Wunsch und Aufforderung nach Solidarität unsererseits kommen muss.

Diese privilegierten Gruppen geben vor, unter welchen Umständen Solidarität gewährt werden kann. Statt Solidarität zu erfahren, wirst du noch mehr fertiggemacht. Und dann hast du die Privilegierten womöglich beleidigt oder verletzt. Sprich: jetzt diskutieren wir plötzlich auch noch über ihren Schmerz und ihre Probleme.

Neuankömmlinge in Wien denken, dass diese coolen Organisationen, wenn sie schon nicht wirklich helfen, doch wenigstens nett erklären, welche behördlichen und sonstigen Schritte als Nächstes getan werden sollten. Migrant_innen wollen arbeiten; sein, ohne dass jemand mit dem Finger auf sie zeigt; wollen die Sprache lernen. Aber für „legale Migrant_innen“ sind diese Organisationen nicht zuständig.

Diese blöde Unterteilung zwischen „richtigen Geflüchteten“ und „legalen Migrant_innen“

Alle geben vor, dass das zwei völlig unterschiedliche Kategorien sind, aber das sind sie nicht.
Queere Organisationen in Wien helfen Geflüchteten dabei, Migrant_innen zu werden, aber sie helfen Migrant_innen nicht, keine Geflüchteten zu werden. Aber das sollten sie, weil es doch um die Sicherheit von Menschen geht. Und wenn es Menschen schaffen, legal und sicher nach Österreich zu kommen, sollte denen doch geholfen werden, damit sie diese Sicherheit nicht verlieren. Scham und Bescheidenheit hindern Migrant_innen, den Geflüchtetenstatus anzunehmen. Doch ihre sozioökonomischen Bedingungen sind oft schlecht: Sie können nicht arbeiten oder nur sehr eingeschränkt, müssen selbst für ihre Versicherung

[1] Als männlich geborene und sich selbst männlich identifizierende Schwule.

und alle anderen Kosten aufkommen, ohne jegliche soziale oder finanzielle Hilfe. Geflüchtete hingegen können Grundversorgung und Versicherung bekommen. Deshalb ist es sehr problematisch, den Flüchtlingsstatus zur Bedingung für queere Solidarität/Hilfe zu machen.

Und auch jene Wiener Organisationen und Vereine, die mit LGBTIQ-Migrant_innen/Geflüchteten arbeiten, sehen oft deren tatsächlichen Bedürfnisse nicht. Ein Beispiel: Frage: „Ich möchte mir, so schnell es geht, eine Arbeit suchen. Ich habe diese Ausbildung in meinem Land gemacht. Was soll ich machen, damit ich meinen Beruf ausüben darf bzw. kann?“ Antwort: „Vergiss es! In Österreich gibt’s so viele Arbeitslose. Österreich ist so unfreundlich zu Ausländer_innen, du findest keine Arbeit.“
Statt mir zu erklären, wie eine Anerkennung der Zeugnisse verläuft, wurden mir hier die Ängste der Einheimischen präsentiert.

Von dir wird erwartet, dass du und deine Story in den lokalen liberalen, nationalistischen, rassistischen und russophoben Diskurs passen.

Mein Status als „legale Migrantin“ hat mich gezwungen, neue Narrative für mich zu schreiben, anstatt ein „Coming Out“ meiner fluiden Identitäten zu machen. Damit ich überlebe, ist es wichtig, unsichtbar zu bleiben, und ich machte neue Erfahrungen beim Wechsel zwischen den Grenzen, beim Überschreiten der physischen Grenzen, aber auch mit meinem Grenzgang der eigenen Identitäten, in beiden Fällen nichts benennend, nichts öffentlich machend …

Für mich als Flüchtling ist es auch so, dass ich, wenn ich meine Fluchtgründe benenne, nicht über mich als „Aktivist_in“ sprechen kann, ich nur Scheiße reden kann und mich selbstobjektivieren und selbstexotisieren muss. Denn sie wollen hören: „Ich bin LGBT-Aktivist und flüchte zu euch nach Europa!“ Aber: „Ich bin queere-anarcho-feministische Aktivist_in“ hört sich für sie potenziell gefährlich an, das wollen sie nicht hören. Ich kann nicht über mich als „Aktivist_in“ sprechen: Ich bin ja trans*Flüchtling; in meinem Pass steht ein weiblicher Name und der Buchstabe „w“; ich muss Trans*mann sein.

Deshalb kommt die Unterstützung hauptsächlich von Freund_innen, vereinzelten queeren Menschen, Feminist_innen. Menschen, die nicht immer verstehen, von wo du her kommst, was du durchmachen musstest, wie du momentan lebst, aber dazu stehen, dass sie es nicht verstehen, und dir zuhören wollen. Und ihre ziemlich limitierten Ressourcen teilen, vor allem emotionale und finanzielle, aber auch ihre Sprachkenntnisse, ihre Kenntnisse des Landes. Das hilft mir und anderen zu überleben.

Wir helfen einander. Aber was, wenn die Scheiße kommt und wir nicht mehr können?

Als Geflüchtete_r/Migrant_in psychiatrische Hilfe zu bekommen ist schwer. Ich mache mir Vorwürfe, weil ich anderen Geflüchteten Platz wegnehme; wegen meiner Unsicherheiten, den marginalisierten Identitäten. Ich bin verunsichert … weiß nicht, was angemessen ist, zerbreche mir den Kopf, mache was Kleines und verfalle in ein schlechtes Gewissen … ein Kreislauf, bis ich nicht mehr kann. In dem Moment brauche ich dringend psychiatrische Hilfe. Aber mensch darf die Ärzt_innen nicht rufen, ohne die Polizei zu holen. Mensch kann mit Hilfe der Mitbewohner_innen bis morgens überleben.
Morgens können wir den psychiatrischen Krisendienst anrufen, aber die Ärzt_innen können eine_n erst ab 17 Uhr empfangen. Niemand spricht Russisch und ich muss die Freund_innen mitschleppen. Und dann fangen sie an, mit großer Beklemmung Fragen zu meiner unbequemen Identität zu stellen, machen große Augen, scheißen sich an … ich bekomme Medikamente, gehe nach Hause. Der Schmerz ist stark unterdrückt, tief verborgen bis zu dem nächsten Absturz.

Nicht-Anerkennung

Migrantische Solidarität und Hilfe werden entweder nicht gesehen, weil sie nicht „offiziell“, sondern informell geschehen, oder weil sie als selbstverständlich eingefordert werden. Aber wenn die Migrant_in selber Hilfe braucht, wird sie_er mit dem Hinweis, dass es hier um Bedürftige (und das heißt Geflüchtete) geht, abgewiesen.

Weil ich mindestens zwei Sprachen spreche, bin ich oft für Übersetzungen und/oder Dolmetschen für Flüchtlinge gefragt. Die Zielgruppe: Cis-Schwule. Und ich frage mich, wo sind die geflüchteten und migrierten Lesben, Trans* und Intersex* Menschen? Gibt es sie nicht? Oder sind sie unsichtbar?

Die Unsichtbarkeit der Arbeit, die Migrant_innen leisten, schmerzt … Die Menschen sind unsichtbar, außer es ist eine coole Veranstaltung und jemand soll dolmetschen. An uns wird nur in solchen Situationen erinnert und für diese Zwecke (unbezahlte Arbeit … jaja); uns wird nur das Geringste zugetraut. Wir sind Helfer_innen, keine Expert_innen.

Nur die Freund_innen, die auf unterschiedliche Weise in Wien gelandet sind, haben Verständnis, auch wenn unsere (Migrations-)Erfahrungen so unterschiedlich sind – sie unterstützen, auch wenn sie selber mit ihrem Aufenthaltsstatus, Geldproblemen, Arbeitslosigkeit, anderen Problemen kämpfen. Voilá!

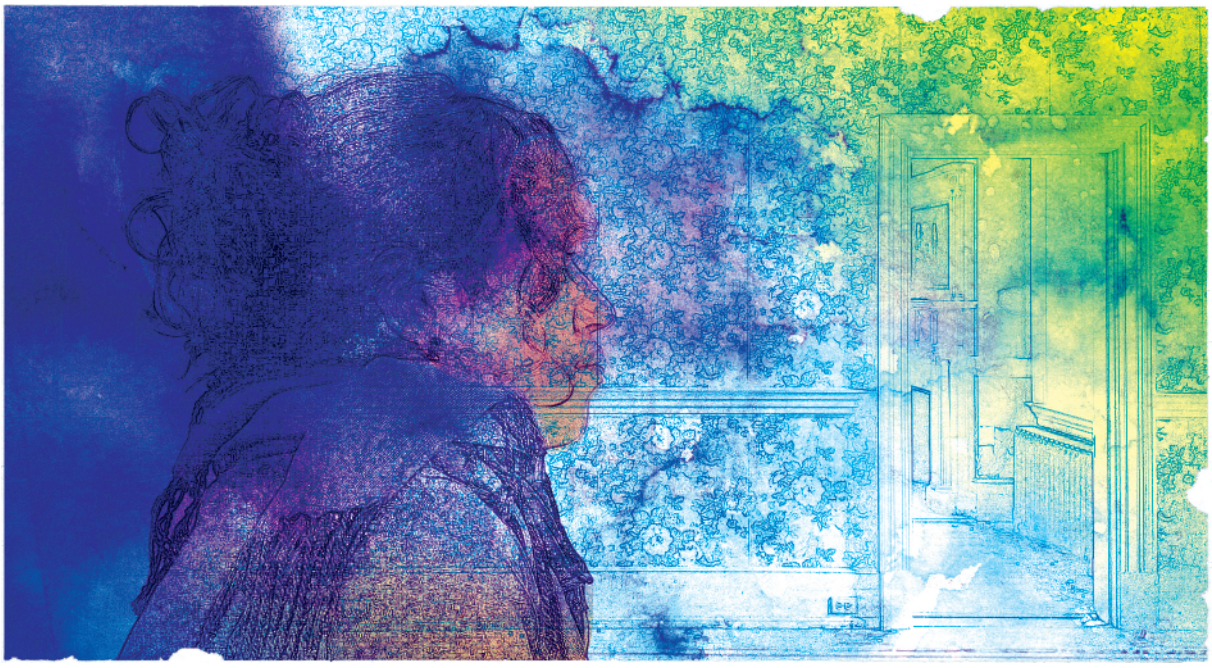
Dieser Text wurde von einer Deutsch-Muttersprachlerin, mit österreichischer Staatsbürger_innenschaft, Klassen- und vielen weiteren Privilegien ediert, in dem Bemühen (und vielleicht Scheitern), solidarisch zu sein, Privilegien zu teilen und einen Raum zu eröffnen, in dem ein Zuhören und Verstehen passieren kann; ein Versuch, Handlungsmacht zu ermöglichen.

Maira Enesi Caixeta

Wind der Veränderung?

Think Piece & Fiction

Amena lag schon stundenlang wach im Bett. Es gelang ihr nicht, die Augen geschlossen zu halten. Draußen fuhren Autos vorbei, und wenn sie sich nicht täuschte, hörte sie einen Müllwagen brummen. Sie war erst vor Kurzem in eine neue Stadt gezogen.



In ihr wurde es unruhig. Sie richtete sich im Bett auf und bereitete sich seelisch darauf vor, ihre unter der Decke aufgewärmten Füße auf den kalten, noch unbekannten Parkettboden zu setzen. Dann stand sie auf und betrachtete im Dunkeln ihr neues Zimmer.

Das Zimmer gefiel ihr, es war größer und prunkvoller als das in ihrem Elternhaus. Es hatte zwei straßenseitige Fenster. Die Straßenlaternen ließen ein orange-gelbliches Licht durchscheinen. Da sie aber im siebten Stock wohnte – und damit viel höher als die Straßenlaternen – blieb das Zimmer trotzdem dunkel.

Jemand hatte Amena einmal erzählt, dass Österreich von oben betrachtet ein einziger Lichtfleck sei. Das fand sie schrecklich, unnötige Energieverschwendung! Außerdem hätte sie ihr Zimmer im Moment am liebsten ganz dunkel.

Sie bewegte sich zur Zimmertür und merkte, wie bei jedem Schritt der alte – für sie neue – Parkettboden knarrte. Sie machte die Tür vorsichtig auf und hinter sich leise wieder zu.

Sie war in eine Wohngemeinschaft mit acht Leuten gezogen. Die Wohnung war riesig und roch nach abgestandenem Kaffee und Zigaretten. Sie selbst war Nichtraucherin, aber es störte sie nicht, wenn andere rauchten. Das war sie gewohnt, ihr Vater hatte andauernd geraucht. Als Kind hatte sie oft seine Zigaretten versteckt und gehofft, er würde sich das Rauchen durch die Abwesenheit des grauen Päckchens abgewöhnen. Sie hatte natürlich keinen Erfolg damit, aber das hatte sie im zarten Alter von sechs Jahren nicht wissen können. Jemand hatte ihr auch mal gesagt, das sie früher oder später sowieso zu Rauchen beginnen würde, ihr Vater sei schließlich Kettenraucher.

Überhaupt hatten viele Leute um Amena viel zu sagen: was sie gut finden sollte, was sie schlecht finden sollte, was sie wollen und natürlich auch was sie ihrer Meinung nach auf gar keinen Fall wollen sollte. Das lag womöglich daran, dass Amena selbst zwar nicht viel redete,

aber oft versuchte, Menschen, die ihr wichtig waren, Ratschläge zu geben.

Sie verbrachte viel Zeit damit, nachzudenken. Alles musste für sie eine Erklärung haben. Im Moment kreisten ihre Gedanken um ihre Freundin Devon. Devon war vor einem Jahr zurück nach Ghana gezogen. Seither führten sie eine den Umständen entsprechend sehr gut funktionierende Fernbeziehung. Sie skypten fast jeden Tag, manchmal nahm Amena ihren Laptop mit, wenn sie aus der Wohnung ging, und zeigte Devon die fremde Stadt, in die sie gerade erst gezogen war.

Dass sie als Frau eine andere Frau liebte, war für Amenas Vater kein großes Problem gewesen. Eigentlich wäre es ihm am liebsten gewesen, wenn seine Tochter gar keine_n Partner_in gehabt und zu Hause bei ihm und seiner Frau Gülşah gewohnt hätte. Aber das wäre respektlos gegenüber Amena gewesen, und das wusste er. Dennoch kroch ihm oft ein kalter Schauer über den Rücken, wenn er daran dachte, seiner Tochter könnte in der großen Stadt etwas zustoßen, jemand könnte sie verletzen.

João hatte sich vor Gülşah schon einmal bei einem Menschen zu Hause gefühlt. Zu Hause, weil es sich angefühlt hatte, als müsste man nicht mehr warten, als wäre man angekommen, wo man sein sollte. Jamal. Er war Joáos Arbeitskollege. Sie waren beide neunzehn Jahre alt gewesen, beide Schulabbrecher, die in einem abgefuckten Lokal in einer abgefuckten Provinzstadt als Securities arbeiteten. Beide ungewöhnlich schön und charmant, konnten sie sich vor Flirts kaum retten. Aber seit dem ersten Augenblick hatten sie nur Augen für den jeweils anderen gehabt.

Es war die schönste Zeit in Joáos Leben gewesen, sie hatten sich tief und innig geliebt. Jamal hatte ihm viele Dinge mit großer Hingabe und seinem Street-Intellekt erklärt, und João hatte ihm stundenlang zuhören können. Und manchmal war Jamal still dagelegen, mit seinen weichen Augen und verschmitztem Lächeln, und hatte nickend zugehört, während João ihm sein Herz über die Welt ausschüttete. João hatte oft über seine Schwester geredet, die er so jung an einen Militärpolizisten der BOPE verloren hatte. Er war in einem Slum in einer Großstadt Brasiliens aufgewachsen – No Morro[1]. Jamal war nicht aus der Gegend. Er war Kind von amerikanischen Migranten. Er hatte sich das brasilianische Portugiesisch selber beigebracht und früh angefangen zu arbeiten, um seine Eltern zu unterstützen.

Brasilien hatte nicht nur für Brasilianer_innen die Gestalt des wohl kolonialgeschädigtesten, gewaltigsten Kapitalismus-Monsters angenommen. Oft hatte es sich angefühlt, als würde das Monster das gestohlene und blutdurchtränkte Land verschlingen. Aber ihre Liebe zueinander war echt gewesen, daran hatte es keine Zweifel gegeben. Auch die Liebe zu Brasilien. Doch dann war João nach Europa gegangen. Er hatte über Freunde, die zum Studieren ausgewandert waren, eine Jobmöglichkeit gefunden, nichts Großes, ein Hauswärter-Job in einem Bürogebäude.

Erst dort war Amena in sein Leben gekommen. Eine betrunkene Eskapade mit seiner besten Freundin Sheyla, ein Kind, das João alleine großzog. Sheyla glich einem

[1] No Morro (pt.), bedeutet „am Hügel" und wird zur Beschreibung von Favelas verwendet.

Der organisierte Sport in Österreich unterstützt seit Sommer 2015 Flüchtlinge. **Angela Wieser** über die Vorteile des gemeinsamen Sports für Geflüchtete und für Vereine.

auf Seite 27

Sonnenuntergang am Strand, weich und davongleitend. Sie hatte im selben Bürogebäude wie João gearbeitet. Sie hatten sich damals nur in gebrochenem Englisch unterhalten, ihrer einzigen gemeinsamen Sprache.

Sheyla liebte Amena aus ganzem Herzen. Nach ihrer Geburt hatten sie drei Jahre lang gemeinsam gelebt. Doch Sheyla war es immer schlechter gegangen, irgendwann konnte sie nicht mehr schlafen. Oft hatte sie um drei Uhr morgens noch wach in der Küche gesessen, zitternd vor ersticktem Schluchzen. Dann hatte sie ihre Hände über den Mund gepresst, und ihre Augen zugedrückt, so dass ihre Tränen lautlos über ihr Gesicht glitten. Sie hatte immer öfter Angst gehabt zu sterben. Eines Tages hatte João sie ins Krankenhaus gebracht. Stundenlang hatte er im Warteraum gesessen, die weinende Amena im Arm. Die Diagnose: schwere Depressionen und Suizidgefährdung. Sheyla hatte an diesem Abend zum ersten Mal in ihrem Leben vor jemandem geweint. João hatte mitgeweint. Amena hatte schlafend in ihrem Bettchen gelegen.

Sheyla war zu ihrer Familie zurückgekehrt, doch sie blieben in Kontakt. Viermal war sie Amena besuchen gekommen, aber die Flüge von Delhi nach Österreich waren verdammt teuer. Die Zeit war vergangen, Amena war aufgewachsen und zu ihrem sechzehnten Geburtstag hatte sie mit Sheyla eine ganze Woche in Griechenland verbracht. Es war eine schöne, aber auch schwere, emotional turbulente Zeit gewesen.

Ein Teenager braucht vor allem Liebe und das Gefühl von Anerkennung. Amena hatte schon früh erkannt, wie schwer es war, als Mädchen in einer sexistisch-kapitalistischen Gesellschaft zu existieren. Wenn Mädchen und Frauen anfangen, sich untereinander zu hassen, aber am meisten sich selbst zu hassen … Wenn *nicht schön* gleich *nichts wert* ist, und *nichts wert* ein Synonym für *nicht konsumierbar* … Dies alles erzeugte in ihr ein Gefühl von Ohnmacht.

Als sie mit Sheyla über diese Dinge geredet hatte, hatte sie Amena gerührt zugehört, stolz auf die junge Frau, die vor ihr saß. Sie hatten sich viele Fragen gestellt: „Was tun, wenn Irrglauben, als Tradition und Moral verkleidet, unter verschiedenen Namen und Gesichtern auftritt? Wenn Vorurteile, die den Geschlechterrollen zuteilwerden, weder wissenschaftlich, noch spirituell wahr sind? Und wenn Menschen, die sich mit diesen nicht identifizieren wollen, verurteilt werden, weil das Kolonialdenken noch zu sehr verwurzelt ist? Wenn auch in sogenannten fortschrittlichen Gesellschaften, auf deren Verkehrsampeln sogar gleichgeschlechtliche Paare leuchten, noch immer kein wirklicher Dialog untereinander geführt wird? Wenn Klassismus und Rassismus in der Frage, wem zugehört und wer ernst genommen wird, immer noch eine zu große Rolle spielen? Und was soll man von der Doppelmoral halten, die zur Kriminalisierung der Sexarbeit – des ältesten Gewerbes der Welt – führt? Glaubt man wirklich, mit einem Verbot könnte man die Lebensumstände dieser Frauen verbessern? Werden sie dann nicht weiterarbeiten, nur illegal und unter schlechteren Konditionen? Warum kommt es einem vor, als würde man einen Schritt nach vorne und vier Schritte zurück machen? Warum wiederholt sich das alles bloß?“

Amena war in ihrem Leben oft von Liebe umgeben gewesen, doch so fühlte es sich in diesem Moment in dieser kalten WG-Küche nicht an. „Saudade“ bedeutet auch „Vermissung“. Ein Gefühl, das Amena von Geburt an in sich trug. In diesem Moment vor allem ihrer Freundin Devon in Ghana gegenüber.

Sie fragte sich, ob sie ein Zuhause in dieser Küche, dieser Wohnung, dieser Stadt finden würde.

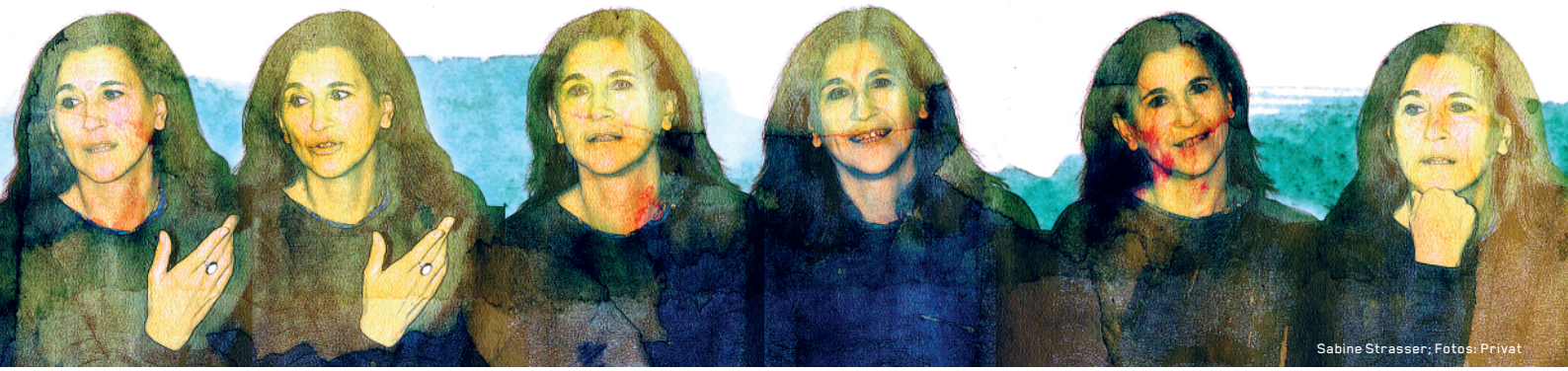
Alle Charaktere sind frei erfunden, die Ereignisse dem Leben entnommen

Maira Enesi Caixeta, 21, studiert postkonzeptuelle Kunst an Akademie der bildenden Künste Wien. Ihre Erfahrungen als queere schwarze Migrantin, wie sie sich selbst bezeichnet, streifen unentwegt durch ihre Gedichte und Songs. Ihre Themen sind vor allem Rassismus, racial sexism, klinische Depressionen und das Stigma um psychische Krankheiten.

Intime Beziehungen zwischen Fremden

Ein Gespräch mit der Kultur- und Sozialanthropologin Sabine Strasser

Sabine Strasser Professorin am Institut für Sozialanthropologie an der Universität Bern, hielt sich zwischen März und Juni 2016 im Rahmen eines Sabbaticals an der türkischen Ägäis-Küste auf. Ein halbes Jahr nach dem gewaltsamen Tod des kurdischen Flüchtlingskindes Alan Kurdi – dem Symbol für Europas Versagen an der Flüchtlingskrise. Ein Gespräch über Antworten der lokalen Bevölkerung auf das Leid von fremden Reisenden.



Sabine Strasser; Fotos: Privat

Deine Sabbaticalzeit war nicht wirklich eine Auszeit. Du hast im Rahmen des Forschungsprojekts „Intimate Uncertainties. Precarious Life and Moral Economy across European Borders[1]" eine ethnographische Forschung zwischen Bodrum und Izmir durchgeführt. Dem Projekt liegt der sehr menschliche Wunsch nach einem besseren Leben zugrunde. Etwas, das wir wohl alle kennen. Worum es euch aber geht, ist die Frage, was passiert, wenn Menschen für ein besseres Leben ihr eigenes und das Leben von anderen riskieren. Erzählst du mehr über das Projekt?

Wir stellen uns die Frage, wie Moralität und Politik über Grenzen hinweg verhandelt werden. Zunehmend treffen Menschen in prekären Situationen höchst problematische Entscheidungen, um elementare Bedürfnisse durch intime Begegnungen auf der jeweils anderen Seite der Schengen-Grenze zu erfüllen. Im Fokus des Projekts stehen drei Gruppen von Akteur_innen: Migrant_innen und Flüchtlinge, die trotz der rigiden europäischen Grenzpolitik das Risiko des lebensgefährlichen Grenzübertrittes auf sich nehmen; Patient_innen in Deutschland, deren Suche nach einem gesunden Organ sie auch über die EU-Grenzen hinaus führt; und Eizellenspenderinnen oder Leihmütter in Russland und der Ukraine, die Paaren aus der EU helfen, deren Kinderwunsch zu erfüllen. Es geht also um Fragen von Geburt, Leben und Tod. Die Hoffnungen und Wünsche dieser Menschen sind unterschiedlich, alle sehen sich jedoch gezwungen, ihr Leben und das Leben anderer zu riskieren. Die Forschung wird untersuchen, wie diese „intimen Ungewissheiten" bedingt und legitimiert werden.

[1] https://intimateuncertainties.wordpress.com

[2] Ein Such- und Rettungsverein, der mit der Küstenwache kooperiert.

[3] http://bodrumdainsancayasam.org/en/

[4] http://bkdd.blogspot.co.at

Das Projekt möchte einen Beitrag zum derzeit verstärkt diskutierten Bereich der Anthropologie der Moral sowie zu interdisziplinären Debatten über Grenzregime, Leben/Tod, Gefühle und Globalisierung leisten. Diese intimen Beziehungen zwischen Fremden werden für den europäischen Kontext in den folgenden Jahren von steigender Relevanz sein.

Ich weiß, dass noch keine Ergebnisse vorliegen, möchte dich aber trotzdem bitten, über deine Forschung an der Ägäis-Küste zu erzählen. Was war deine konkrete Fragestellung?

Ich wollte beobachten, wie konkret die lokale Bevölkerung antwortet, wenn sie zuschaut, wie Flüchtlinge ihr Leben riskieren, um ein besseres Leben zu erreichen. Bodrum ist die Halbinsel, an deren Küsten Alan Kurdi gefunden wurde, ein Kind aus Kobanê, das beim Versuch, nach Griechenland zu kommen, mit Bruder und Mutter ertrunken ist, und dessen Bild um die Welt ging. Er wurde das Symbol für die Auswirkungen des EU-Grenzregimes, aber auch für ein fragwürdiges Mitgefühl in der westlichen Welt. Was tut das mit den Menschen, die dort leben, welche Antworten finden sie auf eine un/gewollte Verantwortung? Wenn immer mehr kommen und immer mehr Tote zu beklagen sind? Soll oder muss man diesen Menschen helfen, das Risiko unterstützen? Soll man sie versorgen und zuschauen, wie sie auf die Boote gehen? Wenn ja, wird man selber ein Teil eines klandestinen Netzwerks oder gar des kritisierten Grenzregimes? Verantwortung ist das Stichwort. Responsibility im Sinne von „Antworten geben". Ist man verantwortlich für Menschen auf der Flucht, auch wenn man den Krieg nicht verursacht hat? Ist man für Leid verantwortlich, das weit entfernt passiert? Theoretisch gehen wir dabei vom Anspruch auf eine „globale moralische Verpflichtung" aus, der von Judith Butler formuliert wurde, und versuchen, die politische und moralische Praxis dieser Verantwortung in unseren lokalen und transnationalen Ethnographien zu untersuchen.

Was hast du im März 2016 an den türkischen Küsten vorgefunden?

Als ich in Bodrum ankam, war die Stadt zu meiner Überraschung leer, keine Flüchtlinge weit und breit. Die Hilfsorganisationen haben aber weitergearbeitet. Die türkische Regierung hat an der Ägäis-Küste als erstes Bodrum „zugemacht", indem die Halbinsel für Schlepper schwerer zugänglich und somit unattraktiv gemacht wurde. Alan Kurdi hatte den Blick der Welt auf Bodrum gelenkt. Die Polizei hörte dort als erstes auf, einfach wegzuschauen, wenn die Menschen zu Hunderten am Abend ankamen und die Tage darauf in die Boote stiegen. Die griechische Insel Kos und die türkische Halbinsel Bodrum wollten als touristische Zentren einen Sommer ohne Flüchtlinge haben, da deren Anwesenheit ihre Existenzgrundlage, die TouristInnen, vertrieb. Dass die Bombenanschläge und der Putschversuch den Sommer zu einem ökonomischen Desaster machen würden, war Anfang März noch nicht klar. Die Vorbereitungen für die Saison liefen auf Hochtouren. Von der griechisch-türkischen „Feindschaft" war da nichts zu spüren, Kos und Bodrum haben kooperiert, um gemeinsam die Flüchtlinge abzuhalten.

Welche Hilfsorganisationen bzw. welche Arten der Unterstützung von Flüchtlingen konntest du identifizieren?

Ich habe humanitäre Einrichtungen jeglicher Art und auf allen Ebenen vorgefunden. Ich wollte verstehen, wer mit welchem Gefühl von Verantwortung handelt, wer mit einem Anspruch auf Neutralität hilft, wer Forderungen an die Gesellschaft und an die Institutionen stellt und somit Politik macht. Wer in diesem Kontinuum von *charity*, also Wohltätigkeit, und *solidarity*, also politischer Zusammenarbeit wo steht. Diese Unterscheidung wurde anhand der Interventionen von den lokalen Organisationen selbst getroffen und prägt ihre vielschichtigen Positionen und Ziele. Dafür habe ich mitgearbeitet, beobachtet und Interviews mit Helfer_innen und Aktivist_innen aller Art geführt: mit lokalen Organisationen, mit den *Ärzt_innen ohne Grenzen*, den *Medical Corps*, mit *Akut*[2] und vielen anderen mehr.

Neben vielen Einzelinitiativen haben sich in Bodrum zwei wichtige Hilfsorganisationen formiert: *Bodrum Humanity*[3] und *Bodrumlu Kadınlar Derneği*.[4] Aber es auch gab auch viele unabhängige Personen, die sich engagierten, einfache Angestellte genauso wie einflussreiche Unternehmer kochten Suppen und brachten Kleider. Bodrum ist sehr kosmopolitisch und hat einen hohen Ausländer_innenanteil, die Mehrheit davon sind Engländer_innen, die ein stark ausgeprägtes Verständnis für Charity haben. Diese Charity-Kultur haben sie auch dort aufgebaut, unter dem Namen *Bodrum Humanity*. Motto: „Wir helfen überall, wo Menschen Hilfe brauchen." Ihr Ziel ist nicht in erster Linie die politische Veränderung der Gesellschaft durch Opposition zur herrschenden Politik und gesellschaftliche Transformation, sondern *well-being*, ein gutes Leben für alle durch humanitäre Hilfe.

Die Linken und Feministinnen in Bodrum grenzen sich von Charity ab und sprechen von Solidarität und Freiwilligenarbeit. Das Motto von *Bodrumlu Kadınlar Derneği* ist: „Wir tun es für uns alle. Es kann uns ja genauso treffen. Es geht uns alle an. Wir tun es, um unser Land zu verändern." Für sie ist die Unterstützung der

Vertriebenen, die aufgrund der wieder ausgebrochenen Kampfhandlungen zwischen türkischem Militär und bewaffneten Kurd_innen ihr Hab und Gut verloren haben, genauso wichtig und führte zu regelmäßigen Hilfstransporten in den Osten. Im Zentrum ihrer Interventionen stehen aber die sexuelle und körperliche Gewalt, die Frauen als Flüchtlinge erleben.

Allen gemeinsam ist die Freiwilligkeit – *gönüllü* auf Türkisch. Freiwilligkeit sorgt für Stolz und Würde, sie ist, was zählt und was Wert hat: sich für Veränderung einzusetzen, ohne daran etwas zu verdienen.

Dann gibt es noch Halkların Köprüsü[5], die Hilfsorganisation in Izmir, die vor Kurzem mit dem internationalen Hrant-Dink-Preis[6] ausgezeichnet wurde. Was ist das Besondere an dieser Organisation?

Halkların Köprüsü ist eine sehr heterogene Organisation. Sie besteht aus Studierenden, Hausfrauen, Pensionist_innen und Berufstätigen, die über die gemeinsame Praxis zusammengewachsen sind. Die Organisation ist sehr aktiv und attraktiv, weil sie Zugehörigkeit schafft. Es geht darum, Beziehungen auszubauen, Nähe zu schaffen, Raum zu teilen. Eine der Freiwilligen hat mir einmal ihr Verständnis von Solidarität in etwa so erklärt: „Wenn du ihre Wohnungen kennst, sie in den Armen hältst, die Ratten und Skorpione in ihren Räumen nicht mehr fürchtest, dann hast du etwas verstanden. Stell dir vor, du läufst mit fünf Jahren auf den Berg hoch und oben bemerkst du, dass du das Brot vergessen hast, und du musst noch mal runter und wieder rauf, alles zu Fuß. Geh das selbst, dann hast du was begriffen!“ Ihre Haltungen gegenüber Journalist_innen, Wissenschaftler_innen und humanitären Einrichtungen werden an diesen Grundsätzen gemessen, auch diese müssen diesen Kriterien folgend ihre Einstellungen unter Beweis stellen. Die Kritik am Staat kombinieren sie mit eigenem Handeln. Sie schicken Berichte über die Aktivitäten und Missstände an die Ministerien, um zu zeigen, was sie alles an Notwendigem abdecken: „Wir übernehmen das alles, obwohl wir nicht der Staat sind, aber wir tun es, weil es *jetzt* notwendig ist.“ Sie gehen auch mit regelmäßigen Pressekonferenzen an die Öffentlichkeit. Und sie strotzen vor Selbstbewusstsein, weil sie, wie sie es selbst formulieren, das *Richtige* tun. *Halkların Köprüsü* interveniert in der Tat überall dort, wo der Staat versagt. Sie kümmern sich auch um die Flüchtlinge, die aus Griechenland zurückgeschickt werden, genauso wie um Kurd_innen in den Städten Sur und Cizre.

Unabhängig davon, dass die Türkei derzeit die flüchtenden Menschen als Waffe gegen Europa nutzt – was macht der Staat für die Flüchtlinge?

Der türkische Staat hat vorerst Großartiges geleistet, indem er fast drei Millionen Menschen aufgenommen hat. Jeder registrierte Flüchtling aus Syrien hat das Recht, eine Wohnung zu mieten, zu arbeiten und auf medizinische Versorgung.[7] Mithilfe der EU gibt es im Rahmen des Deals jetzt auch finanzielle Unterstützung. Wem diese zuteil wird, muss sich aber erst herausstellen.

Die staatliche Strukturierung des Flüchtlingswesens passiert über *Göçmen Idareleri*[8], die Büros im ganzen Land betreiben. Diese können aber nicht viel ausrichten, weil sie relativ neu sind und nach Erzählungen der NGOs vor allem zu wenig Wissen über die Praxis der Flüchtlingsarbeit haben. Sie verlassen sich derzeit eher noch auf *ASAM – Association for Solidarity with Asylum Seekers and Migrants*, der türkische Partner der UNHCR. *ASAM* kümmert sich um soziale Anliegen, Arbeit, Aufenthalt und Familienzusammenführung. Sie waren während des letzten Jahres an der Ägäis in Rettung und Versorgung involviert und wurden in der Zeit enorm ausgebaut. Sie haben jetzt auch ein Büro in Bodrum.

Existiert eine Art Zusammenarbeit zwischen den Akteur_innen?

Auf jeden Fall. Wenn in Bodrum Flüchtlinge eingesperrt werden, weil sie beim Versuch, nach Griechenland zu fliehen, aufgegriffen worden sind, fragt die Polizei *Bodrum Humanity* an, ob sie die inhaftierten Flüchtlinge mit Essen versorgen können. Andererseits wissen die Schlepper genauso, dass sie die Hilfsorganisationen nutzen können, sprich: In Bodrum muss ich die Flüchtlinge nicht versorgen, dort wird eh Hilfe organisiert.

ASAM ist etwa ein wichtiges Bindeglied in der Versorgungskette. Sie akzeptiert die Charity-Hilfe und arbeitet auch mit dem Staat zusammen. Viele Akteur_innen der kleinen Organisationen kennen einander und kooperieren eng.

Was sagen die Hilfsorganisationen über den Flüchtlingsdeal? Gibt es dazu divergierende Meinungen?

Alle lokalen Hilfsorganisationen, mit denen ich Kontakt hatte, äußern sich einhellig über diesen EU-Türkei-Deal: Erstens, die EU hat aus der Türkei ein „open air prison“

[5] http://www.halklarinkoprusu.org/en/

[6] http://www.hrantdinkodulu.org/en/index.php.

[7] Diese Regelung betrifft nicht die Flüchtlinge aus den anderen Ländern, was mit der geographischen Limitierung im Asylrecht zu tun hat und dem Gästestatus, der den Syrer_innen vorübergehend zugestanden wurde.

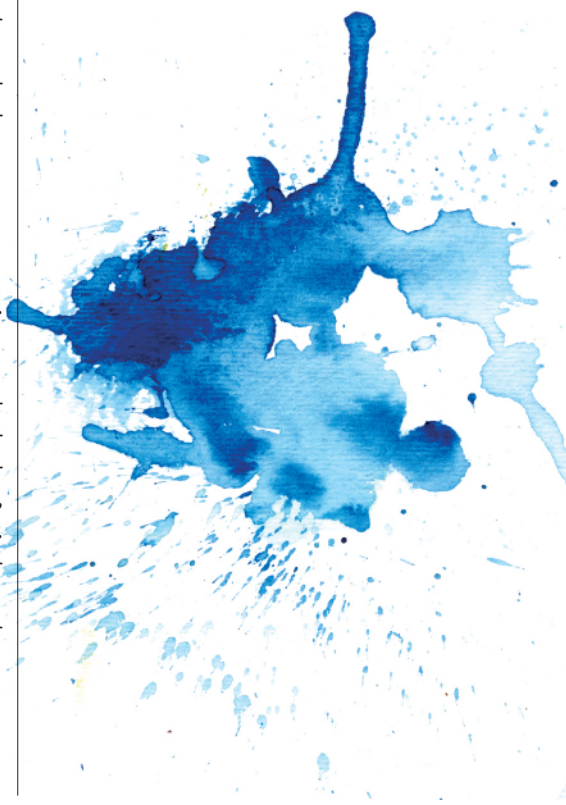
[8] http://www.gocmenidareleri.com

gemacht. Zweitens, die ganze Welt ist schuld am Krieg, aber Europa ist schuld am Tod der Menschen. Und zuletzt, dieser Deal wird nicht funktionieren, weil man die Menschen nicht aufhalten kann. Sie glauben auch nicht daran, dass die Visafreiheit für türkische Staatsbürger_innen irgendwann gewährt wird.

Was tun die Hilfsorganisationen jetzt, wo es keine Flüchtlinge mehr gibt? Werden die Strukturen aufrechterhalten?

Von Juni 2015 bis Februar 2016, als täglich tausende Menschen an der Ägäis-Küste ankamen, um von Izmir, Ayvalık oder Bodrum in Boote zu steigen, wurde vor allem Hilfe für Durchreisende organisiert. Gefragt war die Erstversorgung. Erste-Hilfe-Pakete für Dehydrierte, Wasser, Kekse, Kleider ... Dann wurden aber die Hauptrouten vom Landesinneren zu den Küsten militärisch bewacht, das Durchkommen wurde sehr schwierig. Seither sind die Aufgaben verschoben. Die Organisationen kümmern sich um die Bedürftigen, die eine Überfahrt nicht bezahlen konnten oder es nicht geschafft haben. In Bodrum leben aktuell 15 Flüchtlingsfamilien und einige nicht registrierte Männer, in Izmir geschätzte 100.000 Menschen. Das ist allerdings wirklich schwer zu schätzen, weil nach wie vor nicht alle registriert sind und andere wieder weiterziehen. Es wird Bekleidung organisiert, Essen, Lebensmittel, medizinische Versorgung, Türkischkurse werden angeboten. Aber vor allem wird Aufmerksamkeit und Fürsorge gegeben. Das Engagement ist trotz der vielen Unterschiede in den Organisationen in allen nach wie vor enorm.

Interview: Gamze Ongan



FREIWILLIGEN-RUNDE

DIE GRÜNE BILDUNGSWERKSTATT MINDERHEITEN

MONATLICHER FIXPUNKT FÜR MENSCHEN, DIE EHRENAMTLICH MIT GEFLÜCHTETEN MENSCHEN TÄTIG SIND.

DI, 20. DEZEMBER
17.30-20.30 UHR
LINDENGASSE 40

Eine Anmeldung ist nicht erforderlich!
Rückfragen bitte an:
Sabine Miesler (Kontakt & Moderation)
Mail: freiwilligenrunde@gmx.at

Eine Veranstaltung der
Grünen Bildungswerkstatt Minderheiten

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Erwin Riess

Homophobie, Sexismus, Populismus, Kapitalismus

Kleine Chronik der laufenden Geschäfte

Herr Groll und der Dozent trafen einander zur monatlichen Zeitungsschau im Café Eiles. Einst im „Restaurant Tegetthoff" an der Donau begonnen, war das Eiles seit einiger Zeit ihr bevorzugter Ort, denn es verfügte nun endlich über einen barrierefreien Zugang und eine Behindertentoilette – ein Fortschritt, den man anderen Wiener Cafés wie dem Central, dem Prückel, dem Diglas, dem Gerstner, dem Tirolerhof, dem Frauenhuber, dem Café Schwarzenberg und weiteren neunzig Prozent der Wiener Kaffeehäuser trotz geltender Gesetze, die Barrierefreiheit vorschreiben, nicht nachsagen konnte. Dass der Besitzer des Eiles aus Kärnten stammte, erhöhte Herrn Groll zufolge das historische Verdienst. „Ein wenig Licht in einer Welt des braunen Schattens", erklärte er. „Das Wahlergebnis der Bundespräsidentenwahl lässt aber darauf schließen, dass es im Land der Seen weiter bei *sunny spots* bleiben wird", erwiderte der Dozent und holte den ersten Artikel aus einem Zeitungsstapel hervor.

„Herr Oettinger, der deutsche EU-Kommissar, schafft es, in einer Rede die halbe Welt zu beleidigen: Chinesen, Frauen, Roma, homosexuelle Menschen. Und wie regiert Herr Juncker, der Präsident?"

„Er befördert Herrn Oettinger zum Haushaltschef der EU", entgegnete Groll.

„Soviel zu den europäischen Werten." Der Dozent legte den Artikel zur Seite.

„Der Weltverband der Sterbehilfe-Gesellschaften organisiert eine Konferenz in Amsterdam", hob Groll seinerseits einen Text hervor. „Mediziner und Sozialwissenschaftler setzen sich für eine Legalisierung ein. Der belgische Soziologe Joachim Cohen freut sich über vermehrte Zustimmung zur aktiven Sterbehilfe in den westlichen Staaten. Nur der Osten lasse noch zu wünschen übrig."

Der Dozent eröffnete eine neue Meldungsrunde: „Von den 216 Milliarden Euro, die seit 2010 an Griechenland geflossen sind, sind laut einer Berliner Hochschule weniger als fünf Prozent an den griechischen Staat gelangt. Der große Rest floss an europäische Banken."

Herr Groll konterte: „Aktivisten der linken Szene besetzen im Athener Stadtzentrum Häuser und übergeben sie an Flüchtlinge und Migranten. Es handelt sich um ein Universitätsgebäude und zwei zuvor leerstehende Häuser im Stadtteil Exarchia."

Der Dozent lächelte überlegen und zitierte aus einem anderen Artikel: „Erstmals seit 2008 ist das Luxussegment bei Privatflügen wieder gewachsen, so eine Berliner Untersuchung. Größter Markt ist Frankreich, gefolgt von Deutschland und Großbritannien. Allein 2.221 Flüge wurden beim Formel 1 Grand Prix in Monaco gezählt."

„Parbleu!" rief Groll und hielt mit folgender Meldung dagegen: „Ein Prozent der Weltbevölkerung zählt zu den Dollar-Millionären, sie besitzen die Hälfte des globalen Vermögens. Laut Boston Consulting steigt die Ungleichheit dynamisch."

„Nach wie vor parken die Milliardäre ihr Geld in Steuerparadiesen. Das beliebteste Land ist weiterhin die Schweiz, die Araber holen aber auf", konterte der Dozent.

„Da kann ich anschließen!" Groll las: „Der Zusammenschluss zwischen der Reederei Hapag-Lloyd und der United Arab Shipping Company in Dubai ist unter Dach und Fach. Das Unternehmen ist das fünftgrößte der Welt und bereedert 225 riesige Containerschiffe."

„Was haben wir denn hier?" Der Dozent zog einen weiteren Artikel hervor. „Laut Herrn Kickl von der FPÖ muss Europa sein ‚Volk' verteidigen. Bei einem rechtsextremen Kongress in Linz kritisierte Kickl die Gleichstellung von homosexuellen Menschen, dahinter stecke eine fortpflanzungsfeindliche Ideologie, die den Erhalt des Volkes gefährde."

Groll parierte mit einem Text von Claus Leggewie, einem renommierten deutschen Politikwissenschaftler: „Wir sind in einer Phase, die man mit bestimmten Abschnitten der Weimarer Republik vergleichen kann oder, in Österreich, der Stimmung Anfang der 1930er Jahre. Vom Populismus sind wir in einen autoritären, völkischen Nationalismus zurückgefallen. Die autoritären Nationalisten wollen nach dem Vorbild Ungarns und Polens rechtsstaatliche Bindungen abschaffen. Es herrscht eine Freund-Feind-Denkweise und die Vorstellung einer identitären Demokratie, also einer Demokratie, die nicht durch die mehrheitliche Zustimmung des Volkes zu bestimmten Verfassungsgrundsätzen entsteht, sondern die ethnisch, völkisch definiert wird. Dieser Auffassung zufolge gibt es eine einheitliche Masse mit homogenem Interesse. ‚Das Volk' ist durch nichts gespalten außer durch Fremde oder Verräter. Die Identitären in Deutschland und Österreich leiten daraus schon ein ‚Widerstandsrecht des Volkes' gegen landesverräterische Regierungen ab. Das ist blanke Staatsstreichfantasie."

„Aus!" rief der Dozent. „Ich fordere eine Pause!"

„Einverstanden", sagte Groll. „Befassen wir uns mit der Entwicklung der Binnenschifffahrt auf der Donau."

„Zu dramatisch. Antrag abgelehnt", erwiderte der Dozent.

Angela Wieser

Atlas, der Volleyballer

Sportinitiativen, die Menschen verbinden

Der organisierte Sport in Österreich hat sich im Sommer 2015, am Höhepunkt der Fluchtbewegung, in die große Anzahl von Organisationen und Privatpersonen gereiht, die seither Flüchtlinge unterstützen.

In der Hernalser Hauptstraße gibt es seit September 2015 für Flüchtlinge die Möglichkeit, beim Badminton-Verein *WBH Wien* einmal die Woche kostenfrei zu trainieren. Auf Initiative der Vereinsspielerin Claudia Kristelly wurden unter den Mitgliedern Ausstattung und Equipment gesammelt, um eine Teilnahme für alle Interessierten zu ermöglichen. Darüber hinaus wurden Flüchtlingsunterkünfte und Hilfsorganisationen kontaktiert, um die Termine der offenen Badmintonstunden anzukündigen. Seit nun fast einem Jahr wird diese Möglichkeit von manchen Asylwerber_innen regelmäßig genutzt, andere kommen sporadisch.

Ihr Engagement, erzählt Frau Kristelly, sei entstanden, als sie im Sommer 2015 Berichte über unterschiedliche Initiativen für Flüchtlinge gelesen und gedacht hatte: „Es kann ja wirklich jeder etwas machen." Obwohl sie als Privatperson nur beschränkte Möglichkeiten hatte, sei es ihr über den Sportverein, in dem sie schon seit Jahren spielt, möglich gewesen, Flüchtlinge zu unterstützen.

Mit solchen und ähnlichen Initiativen hat sich der organisierte Sport im Sommer 2015, am Höhepunkt der Fluchtbewegung, in die große Anzahl von Organisationen und Privatpersonen gereiht, die begannen, Flüchtlingen zu helfen. In diesen Wochen, in denen sich „eine Gesellschaft von ihrer besten Seite zeigte", haben viele bestehende Vereine Geflüchtete aufgenommen. Mit dabei waren auch die Sportverbände: ASKÖ, ASVÖ und SPORT UNION setzten gemeinsam das Projekt „Sport verbindet" um, in dessen Rahmen sie sowohl in den Erstaufnahmezentren als auch in den Landesunterkünften Sportangebote organisierten.

Doch schon vor dem Sommer 2015 gab es von bestehenden oder zu diesem Zweck gegründeten Sportvereinen Sportinitiativen für Geflüchtete. So zum Beispiel im Fall des Vereins *Rugby Opens Borders,* kurz *ROB*. Die Leitung des Wiener Rugbyvereins *RC Donau* ist kurz vor der erstarkten Fluchtbewegung 2015 auf ihre Mitglieder zugegangen, mit der Idee, ein soziales Projekt ins Leben zu rufen. Udo Richson, Spieler im Verein, hat sich mit großem Engagement der Idee angenommen und ROB gestartet. Erklärtes Ziel des Projektes ist es, eine Plattform zu schaffen, durch die Menschen mit Fluchterfahrung mit Österreicher_innen in Kontakt kommen können. Um diesen Austausch zu gewährleisten, werden bei ROB auch soziale Aktivitäten, die über das Rugbytraining hinausgehen, organisiert. Durch ein Team an Freiwilligen werden Geflüchtete bei unterschiedlichen Fragen unterstützt, wie zum Beispiel der Organisation und Vermittlung von Deutschkursen. Dabei kann sich ROB auf die Vereins(infra)-struktur des RC Donau stützen.

In anderen Fällen gab es keine Vereinsstrukturen, auf die die engagierten Sportler_innen zurückgreifen konnten. Der ehrenamtliche Verein *Playtogethernow* wurde zum Beispiel 2015 gegründet und bietet geflüchteten Menschen regelmäßige Freizeitaktivitäten im Großraum Wien an. Die Initiative erreicht etwa 200 Schutzsuchende aus verschiedenen Ländern. Von den zirka 30 Mitarbeiter_innen wirkt die Hälfte sehr aktiv im Vereinsgeschehen mit. Sie unterstützen die überwiegend männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen bei ihren sportlichen Aktivitäten, aber auch in anderen integrationsförderlichen Belangen. Die Vereinsaktivitäten fördern den Zusammenhalt der Gruppe. „Wenn die Mannschaft gemeinsam anreist, gemeinsam gewinnt, ist das ein schönes Wir-Erlebnis, und da sind sie auch positiv eingebunden, in das Wir-Gefühl von *Playtogethernow*", erzählt Joe Schramml, Obmann des Vereins.

Sportvereine nehmen jedenfalls eine wichtige Funktion in Inklusionsprozessen und sozialem Zusammenhalt ein. Der Austausch beschränkt sich nicht auf den gemeinsamen Sport. Wie bei den sozialen Aktivitäten von *Rugby Opens Borders* und *Playtogethernow,* wurde auch Frau Kristelly von *WBH Wien* von ihren Spieler_innen wiederholt zum Essen oder Kaffee eingeladen; gemeinsam organisierten sie ein Sommerfest. Die Einbindung über die Sportstrukturen hilft Geflüchteten auch bei anderen Herausforderungen.

Es haben bisher nur Wenige Asyl erhalten, die in den genannten Initiativen aktiv sind. Deren gesicherter Aufenthaltsstatus könnte jedoch den Vereinen große Vorteile bringen: Sie könnten neue Talente entdecken und gleichzeitig dem Mitgliederschwund entgegenwirken.

Atlas, ein minderjähriger Flüchtling aus Afghanistan, der in einem österreichischen Team professionell Volleyball spielt, sagt jedenfalls, er würde sich gerne durch seinen sportlichen Einsatz bei Österreich bedanken.

Die Gespräche mit den genannten Personen wurden im Rahmen des Projektes „Sportinitiativen für Geflüchtete", einer aktuellen Kooperation der Initiative Minderheiten mit dem Sportministerium, durchgeführt.

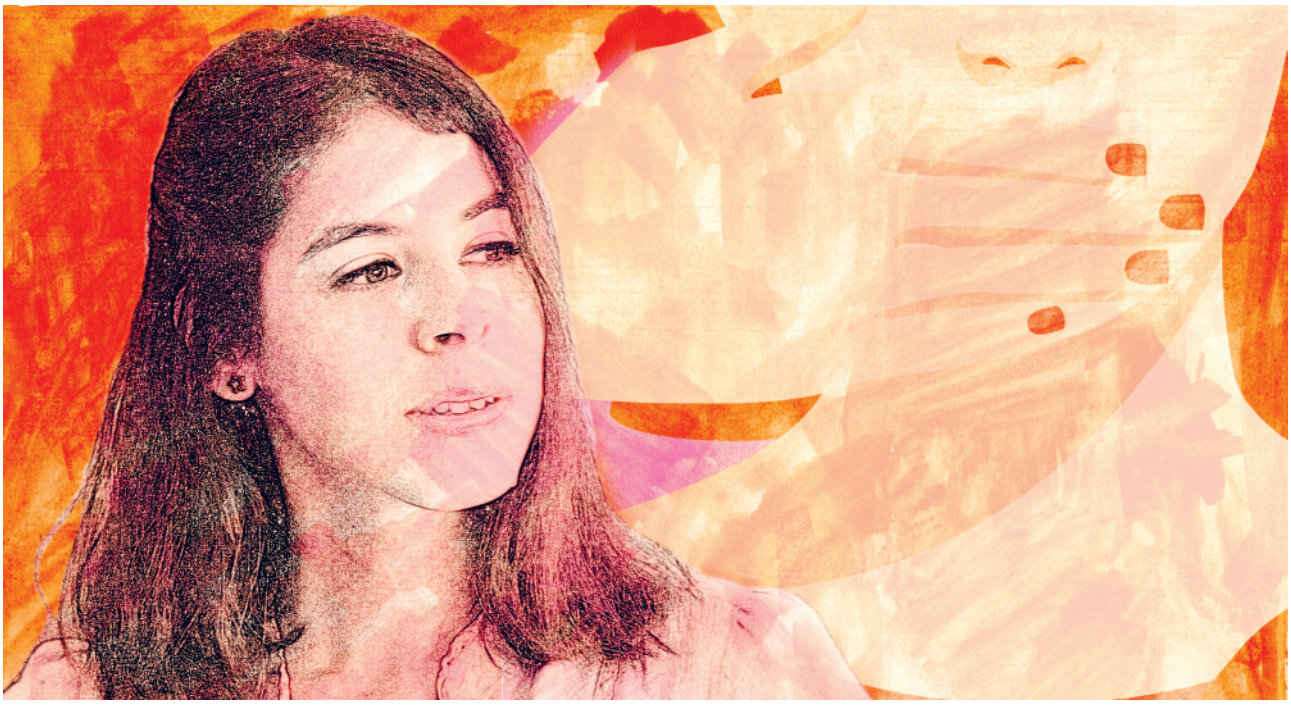
Angela Wieser studierte Politikwissenschaft und hat das Europäische Master-Programm zu Human Rights and Democracy absolviert. Sie arbeitet als selbstständige Sozialwissenschaftlerin in Wien.

Zsaklin Diana Macumba

Regretting Motherhood

Wenn Frauen die Mutterschaft bereuen

Die israelische Soziologin Orna Donath hat den Finger in eine verdeckte Wunde von Frauen gelegt. Das Phänomen nennt sich „Regretting Motherhood“. Was passiert, wenn sich mit dem Nachwuchs nicht die erhoffte Glückseligkeit einstellt? Unter dem Hashtag #regrettingmotherhood erreichte die Diskussion in sozialen Netzwerken viele Betroffene und löste hitzige Debatten aus.



Orna Donath, Soziologin und Autorin von *Regretting Motherhood*

Orna Donaths Studie „Regretting Motherhood“[1], die sie im Jahre 2015 in Buchform veröffentlichte, machte sowohl in den sozialen Netzwerken, als auch im medialen Diskurs viel von sich reden. Die Soziologin hatte es gewagt, ein Tabuthema wissenschaftlich zu erforschen. Das Buch avancierte nicht nur in Israel zum Bestseller, sondern wurde auch in mehrere Sprachen übersetzt. Seither heizt es die Diskussion um die Schwangerschaft weltweit ein.

Donath hinterfragt in ihrem Buch die unantastbare Rolle der Mutterschaft und bleibt dabei auf der wissenschaftlichen Ebene. Für ihre Studie interviewte sie 23 israelische Frauen im Alter von 26 bis 73 Jahren. Die Fragestellung lautete: „Wenn Sie heute, mit Ihrem heutigen Wissen und ihren Erfahrungen, die Zeit zurückdrehen könnten, würden Sie dann noch einmal Mutter werden/Kinder haben wollen?“ Alle 23 befragten Frauen beantworteten die Frage mit „Nein“. Sie gaben an, dass die Nachteile der Mutterschaft, deren Vorteile überwiegen würden.

Später ist man immer schlauer, aber was waren die Beweggründe der befragten Frauen, Kinder zu bekommen? Viele der Interviewten gaben an, dass sie die Mutterschaft als den natürlichen Lauf der Dinge betrachtet hätten. Oft seien sie auch vom Partner oder ihrem gesellschaftlichen Umfeld unter Druck gesetzt worden. Manche von Ihnen haben die Elternschaft unterschätzt oder wollten ihrem Leben durch ein Kind mehr Bedeutung geben. Auch die Angst, etwas zu verpassen, war im Spiel. Der Kinderwunsch war also nicht immer selbstbestimmt. Eine Studienteilnehmerin etwa gab an: „Mein Bedürfnis, mich nach der Norm zu richten, ist stärker als mein Bedürfnis, Großmutter zu werden oder Mutter.“ Wie entsteht aber dieser beschriebene Druck, Mutter zu werden? Für Orna Donath ist er das Resultat von zwei gesellschaftlichen Annahmen: Zunächst jener, dass die Gebärfähigkeit als Lebenszweck schlechthin einer jeden Frau und als Rechtfertigung ihrer bloßen Existenz gelte – als gäbe es gar keine andere Wahl. Mittlerweile verbreiteter ist aus Donaths Sicht jedoch die entgegengesetzte Annahme, heutzutage würde jede Frau aus eigenem, inneren Willen heraus Mutter werden wollen – Kinder als Teil weiblicher Selbstverwirklichung. „Doch genauso, wie feministische Autorinnen *die Illusion der fehlenden Wahlfreiheit* entlarven, entlarven sie auch *die Illusion einer allumfassenden Wahlfreiheit:* Denn obwohl die ‚freie Wahl‘, so diese Autorinnen, als Freiheit, Autonomie,

[1] Orna Donath: Regretting Motherhood. Wenn Mütter bereuen. München 2016.

[2] Sarah Fischer: Die Mutterglück-Lüge: Regretting Motherhood – warum ich lieber Vater geworden wäre. München 2016.

Demokratie und Selbstbestimmung daherkommt, handelt es sich um ein illusorisches Konzept, ignoriert es doch geradezu ‚naiv' Ungleichheiten, Nötigung, Ideologien, soziale Kontrolle und Machtverhältnisse", interpretiert Donath ihre Studienergebnisse und zweifelt stark an der „allumfassenden Entscheidungsfreiheit" der Frauen. Sie spricht vom Handlungsspielraum „indem wir also nur frei sind, die Entscheidungen zu treffen, die die Gesellschaft uns vorschreibt".

Im öffentlichen Diskurs scheint die bereute Mutterschaft mit einem Mangel an Mutterliebe einherzugehen. So, als könnte eine Mutter nicht gleichzeitig Reue und Liebe empfinden. Orna Donaths Studie zeugt jedoch vom Gegenteil: Die meisten von ihr befragten Frauen beteuern, dass Sie ihre Kinder lieben und eher mit der Mutterrolle hadern: „Ich würde nicht wollen, dass sie nicht da sind. Ich will nur nicht Mutter sein." Das öffentliche Totschweigen der bereuten Mutterschaft ist das Resultat der gesellschaftlichen Norm, dass Frauen durch die Liebe zu ihren Kindern in der Mutterrolle voll und ganz aufgehen müssen.

Für viele Mütter geht die Mutterschaft mit dem Gefühl der kompletten Aufgabe der Selbstbestimmtheit einher. Anstatt Glückseligkeit empfinden sie eine Endlosschleife an Erwartungen und Selbstaufgabe. Überdies gewinnen auch in einer Beziehung mit modernen Geschlechterrollen nach der Geburt des Kindes die altgebackenen Geschlechterstereotype – Männer gehen arbeiten, Frauen kümmern sich um die Kinder – oft die Oberhand. Trotzdem fällt es Frauen sehr schwer, über Reue zu sprechen. Das Bereuen der Mutterschaft ist ein „unerlaubtes Gefühl" und wird nicht verbalisiert.

Mutterglück-Lüge: Die deutsche Perspektive

Auch die deutsche Journalistin Sarah Fischer setzt sich mit der bereuten Mutterschaft auseinander. Anders als die Soziologin Donath, die das Thema anhand von Studienergebnissen behandelt, legt Fischer einen persönlichen Erfahrungsbericht vor.[2] In mehreren Kapiteln mit zynischen Titeln wie „Mutterkuchengefühle", „Mütter brauchen keinen Sex" oder „Supermütter im Sandkasten" entlarvt sie die unrealistischen und hohen Anforderungen, die heutzutage an Mütter gestellt werden.

Sarah Fischer ist Mutter einer kleinen Tochter, der sie ihr das Buch gewidmet hat – in der Hoffnung, sie möge in der Zukunft anderen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen begegnen. Die Autorin vermag jedoch keine sachliche Diskussion zu führen. In ihrem Buch klingen immer wieder Spott und Überheblichkeit gegenüber anderen Müttern durch.

Das Erscheinen der betreffenden Bücher führte auch in den Mainstreammedien zu einer verstärkten Thematisierung der Mutterrolle. Die deutsche Soziologin Christina Mundlos formuliert in einem Interview die gesellschaftlichen Erwartungen an Mütter wie folgt: „Schultüten und Einladungen sollen nun selbst gebastelt werden, zum Kindergeburtstag reicht der Marmorkuchen mit Smarties nicht mehr aus. Viele laufen permanent einem Ideal hinterher, das sie nicht erreichen können".[3] Nina Pauer schreibt in der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit:* „Keine Rolle wird mit Fremdzuschreibungen und deren Selbstaneignung so überladen wie die der Mutter. Sie muss heute ‚performt' werden, existiert nicht einfach aus dem Faktischen heraus."[4]

Während das Thema „Regretting Motherhood" im deutschsprachigen Raum rege Diskussionen auslöste, verlief die Debatte in Frankreich im Sand. Die Französinnen werden augenscheinlich mit weniger strengen gesellschaftlichen Erwartungen konfrontiert, als Frauen im deutschsprachigen Raum. Dem liegen diverse Faktoren zu Grunde: Im Gegensatz zur deutschen Familienpolitik fördert die französische Familienpolitik die rasche Rückkehr der Frauen in die Arbeitswelt. Es gibt keine „Heimprämie", und die Mütter schauen, dass sie den Anschluss an die Arbeitswelt nicht verlieren. Zudem geht in Frankreich die Abgabe der Kinder in Tagesstätten nicht mit dem Stigma der „Rabenmutter" einher. Die Französinnen nehmen diese gerne in Anspruch, der Nachwuchs wird oft noch vor dem ersten Geburtstag in der Kindertagesstätte versorgt.

Die Regretting-Motherhood-Diskussion hat jedenfalls im deutschsprachigen Raum einen Stein ins Rollen gebracht, der sich nun einen Mittelweg zwischen Frust-von-der-Seele-Schreien und Spott über die Helikoptermütter bahnen muss.

[3] Marmorkuchen reicht nicht mehr. In: tagesschau.de, 10.05.2015.

[4] Nina Pauer: Verzicht ist Mist. In: DIE ZEIT Nr. 16/2015, 16. April 2015. http://www.zeit.de/2015/16/meinungsleiter-mutterschaft-bereuen-studie (Stand: 26.11.2016)

Die Sendung „Mutter werden ist nicht schwer, Mutter sein dagegen sehr? Wenn Frauen bereuen" wurde am 2. Mai 2016 bei Radio Orange 94,0 ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv unter unter www.radiostimme.at abrufbar.

Zsaklin Diana Macumba ist Redakteurin bei Radio Stimme.

Foto: Archiv HOSI Wien

Vida Bakondy

HOSI am Reumannplatz und Aufstand der Empörten, 1980

Eine Gruppe von Menschen hat sich rund um einen Informationsstand der *Homosexuellen Initiative* (HOSI) versammelt. Manche studieren die Informationen an den Stehwänden, andere unterhalten sich. Weitere – wie die zwei Jungen auf dem Fahrrad oder der ältere Mann mit Hut – betrachten das Geschehen neugierig, aber etwas distanziert. Nicht nur unterschiedliche Generationen scheinen hier aufeinanderzutreffen, sondern auch Angehörige verschiedener gesellschaftlicher Gruppen. Darauf verweist zumindest die Kleidung der Abgebildeten. Während das äußere Erscheinungsbild der Jungen modisch-legere Züge aufweist, wirkt jenes der älteren Generation mit ihren Hüten, Mänteln und Sakkos demgegenüber streng, ja verstaubt. Das drückt sich auch in der jeweiligen Körperhaltung aus. So, als ob hier zwei gesellschaftliche Ordnungen und Wertvorstellungen aufeinandertreffen würden.

Die Aufnahme wurde im Mai 1980 am Wiener Reumannplatz im 10. Bezirk gemacht. Auf Einladung der *Wiener Festwochen Alternativ* informierten dort, in der dafür eingerichteten „Budenstraße", verschiedene zivilgesellschaftliche Gruppen über ihre politischen Anliegen und Aktivitäten. Zu diesen Gruppen zählte die HOSI Wien, die sich erst ein paar Monate zuvor als erster schwuler Verein in Österreich konstituiert hatte.[1] Die Teilnahme an den *Festwochen Alternativ* stellte daher für den noch jungen Verein einen wichtigen Schritt in die Öffentlichkeit dar. Dabei war dieser Auftritt aufgrund der zu diesem Zeitpunkt geltenden gesetzlichen Lage durchaus nicht selbstverständlich. 1971 war es im Kontext der *Kleinen Strafrechtsreform* zwar zu einer Teilentkriminalisierung homosexueller Beziehungen gekommen, doch war etwa die Gründung von Vereinen oder die Werbung zur Begünstigung der „Unzucht mit Personen des gleichen Geschlechts" laut § 220 und § 221 im österreichischen Strafrecht nach wie vor verboten.[2] Ein wesentlicher Bestandteil des HOSI-Standes bildete daher auch der Verweis auf die anhaltende Diskriminierung homosexueller Beziehungen und Lebensweisen, wie etwa der Slogan „Auch Erotik unter Männern darf sich ausdrücken …" am Transparent in der rechten, hinteren Bildhälfte zeigt.

Das Ziel von Initiator_innen und Mitwirkenden der *Festwochen Alternativ,* durch diese Präsenz im öffentlichen Raum mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen in Kontakt zu treten, scheint – so der Eindruck , den das Foto vermittelt – eingelöst zu sein. Es finden sich keine Spuren der Empörung und des Protests, die der Informationsstand der HOSI kurz nach seiner Eröffnung bei Teilen der Bevölkerung, der Politik und der Exekutive auslösen sollte.[3]

Die Videodokumentation „Schwul sein kann schön sein"[4], die im Rahmen der *Festwochen Alternativ* vom Verein Wiener Medienzentren gemeinsam mit der HOSI realisiert wurde, lässt das gesellschaftliche Klima dieser Zeit in Bezug auf gleichgeschlechtliche Lebensweisen wie auch das Tabu erahnen, das mit dem Schritt der HOSI in die Öffentlichkeit gebrochen wurde. Der Kurzfilm dokumentiert das Geschehen vor der Eröffnung des HOSI-Standes und besteht zum Großteil aus Straßenbefragungen rund um den Reumannplatz. Allein schon die Frage nach der Wählbarkeit eines schwulen Bundespräsidenten ruft Ärger, Entsetzen und Wut bei den zumeist älteren Befragten hervor; demgegenüber reagieren die Jüngeren teilweise mit Irritation, aber auch grundsätzlicher Offenheit.

Mit dem Informationsstand ging die HOSI mit ihren politischen Anliegen einen Schritt weiter in die Offensive. Dieser Auftritt konnte nicht so einfach als Absurdität weggelacht oder verworfen werden, wie die Frage nach einem schwulen Bundespräsidenten. Für die Gegner_innen war der Stand eine Provokation, ein „ständiger Unruheherd"; den Aktivisten wurde „Verführung" und „Animation" zu homosexuellen Handlungen vorgeworfen.[5] Ein paar Tage nach der Eröffnung und nach polizeilicher Intervention zogen die *Festwochen-Alternativ*-Veranstalter_innen die Genehmigung für den HOSI-Stand zurück. Es folgte die gewaltsame Räumung durch die Stadt Wien.

Aber nicht nur die Gegner_innen formierten und organisierten sich, sondern auch die Aktivisten der HOSI und ihre Unterstützer_innen. Aus Protest schlossen auch die anderen Teilnehmenden an den *Festwochen Alternativ* ihre Stände. Unterschriften wurden gesammelt, Demonstrationen organisiert und Druck auf die politischen Entscheidungsträger_innen ausgeübt. Dieser Protest sollte sich letztlich als der erfolgreichere erweisen: Der HOSI-Stand wurde von der Stadt Wien wieder aufgebaut. Der gemeinsame Widerstand legte nicht nur einen wichtigen Grundstein für die Bildung minoritärer Allianzen zwischen der HOSI und anderen zivilgesellschaftlichen Gruppen, sondern führte auch zu einem wichtigen Politisierungsschub innerhalb der Schwulenbewegung.[6]

[1] Ein Jahr später wurde auch eine Lesbengruppe innerhalb der HOSI Wien gegründet.
[2] In diesem Zusammenhang ist auch § 209 zu erwähnen, der sexuelle Handlungen zwischen erwachsenen Männern und unter 18-jährigen Partnern bis 2002 kriminalisierte.
[3] Wolfgang Förster: Zwischen Provokation und Integration – ein Vierteljahrhundert Schwulenbewegung in Österreich. In: Ders., Tobias G. Natter, Ines Rieder (Hg.): Der andere Blick. Lesbischwules Leben in Österreich. Eine Kulturgeschichte. Wien 2001, S. 219.
[4] „Schwul sein kann schön sein", aus der Serie Volksstöhnende Knochenschauen, Medienwerkstatt Wien 1980.
[5] Dokumentiert im Video „HOSI Bude Reumannplatz", aus der Serie Volksstöhnende Knochenschauen, Medienwerkstatt Wien 1980.
[6] Förster, 2001, 219.

Basale Lernbedürfnisse
im inklusiven Unterricht.
Ein Praxisbericht aus der Grundschule.
Von: Petra Flieger und Claudia Müller (Hrsg.)
Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhard 2016
124 Seiten; EUR 14,90
ISBN 978-3-7815-2125-4

Mut ist eine Frage der Haltung

Der vorliegende Band erzählt entlang der Tagebuchaufzeichnungen einer Lehrerin, wie sich die Inklusion eines Mädchens mit schweren Beeinträchtigungen in die Grundschule gestaltet hat. Der zweite Teil bereichert die Erzählung um theoretische und gesellschaftspolitische Aspekte.

Zu Beginn steht der Mut von Menschen, die ein besonderes Anliegen haben: Der Mut der Lehrerin Claudia Müller, mit ihren Aufzeichnungen gelebten Alltag greifbar zu machen. Der Mut der Herausgeberinnen Claudia Müller und Petra Flieger, individuellen Aufzeichnungen einen Rahmen zu bieten, damit sie gesellschaftliche Relevanz erlangen, indem sie in einen theoretischen Kontext eingebettet, erläutert und kommentiert werden. Und der Mut der Betroffenen, allen voran Sandras Mutter und ihrer Mitschüler_innen, aber auch der Therapeutinnen und Ärzt_innen, über ihre Erinnerungen zu berichten, sodass sie für Menschen über den eigenen Wirkkreis hinaus festgehalten werden, bestenfalls in ein kollektives Gedächtnis Eingang finden und so die Normen und Werte einer Gesellschaft hinterfragen und zum positiven verändern können.

Leben mit Sandra. Claudia Müller war von September 1999 bis Juni 2003 Sandras Lehrerin an der Grundschule von Wiener Neudorf. Ihre Aufzeichnungen dokumentieren Fortschritte und Auswirkungen unterschiedlicher Therapien und Behandlungen und geben wertvollen Einblick in den schulischen Alltag und dessen positive Bewältigung durch unterschiedliche Beteiligte unter Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse von Sandra. Aus fachlicher Perspektive wird vor allem die große Bedeutung des professionellen Austauschs und der Zusammenarbeit der Lehrerinnen, Ärzt_innen und Therapeutinnen – immer unter Einbezug von Sandras Mutter und mit dem Fokus auf Sandras Wohl – deutlich. Auf der sozialen Ebene wird durch die eindrücklichen Beschreibungen von Schulausflügen bis hin zur gemeinsam verbrachten Projektwoche klar, wie wichtig Sandras Teilhabe am Geschehen für sich selbst und für ihre Mitschüler_innen war. Sandra erkannte „ihre" Kinder und fühlte sich in ihrer Gemeinschaft geborgen. Ebenso war sie für ihre Mitschüler_ innen ganz selbstverständlich Teil der Gruppe.

Was uns Sandra lehrt. Der zweite Teil des Bandes besteht aus vier Aufsätzen, welche die Aufzeichnungen unter verschiedenen Aspekten theoretisch aufbereiten, wissenschaftlich fundieren und in einen breiteren Diskurs einbetten.

Corinna Wolffhardt beschreibt, wie basales Lernen die Kommunikation über den Körper unterstützt. Volker Schönwiese schreibt darüber, wie alle Beteiligten im Miteinander Unterscheide überwinden können und dadurch der Dialog für alle fruchtbar wird. Claudia Niedermair erläutert, wie wichtig es ist, Lehramtsstudierenden eine positive Haltung und das Vertrauen in die eigene Kompetenz mitzugeben, um gemeinsames Lernen aller Kinder zu ermöglichen. Ines Boban und Andreas Hinz zeigen zuletzt auf, wie sehr Achtsamkeit das Miteinander prägt und über Sandras Teilhabe existenzielle Fragen bearbeitet werden können.

Die Geschichte von Sandra zeigt, dass die Angst vor der Inklusion von Kindern mit basalen Lernbedürfnissen unberechtigt ist. Es sind solche Geschichten und in weiterer Folge Bücher wie dieses, die das Unvorstellbare vorstellbar und damit umsetzbar machen.

Marina Unterberger

Nach der Parallelgesellschaft. Neue Perspektiven auf Stadt und Migration.
Von: Marc Hill.
Bielefeld: transcript 2016
252 Seiten; EUR 34,99
ISBN 978-3-8376-3199-9

Kreative Aneignung städtischer Räume

Das Aufzeigen neuer Perspektiven auf Stadt und Migration stellt ein zentrales Ziel der vorzustellenden empirischen Studie dar. Der Diskurs über die Parallelgesellschaft wird dabei kritisch hinterfragt und an den Rand gedrängte Wissensarten in den Mittelpunkt gerückt.

Marc Hill geht in seinem Werk der Bedeutung von Migration für städtische Entwicklungsprozesse nach, wobei er verengte Sichtweisen auf Stadt seitens politischer und wissenschaftlicher Diskurse aufzudecken sucht. Im Besonderen wird die defizitäre Rede über Parallelgesellschaften kritisch in den Blick gerückt, die, so der Autor, keineswegs der Lebensrealität entspricht. Städte können als Orte betrachtet werden, die ein hohes Mobilitätsmoment aufweisen und innerhalb derer sich vielfältige Lebensstile herausgebildet haben.

Migration versteht der Autor als Motor für städtische Diversität, der auch dazu beiträgt, dass der Umgang mit Vielfalt neu organisiert wird – Migration, Bewegung und Transformation werden dabei in einen direkten Zusammenhang gestellt. Für das Aufzeigen des Potenzials von Migration für städtische Entwicklungsprozesse wählt der Autor einen bildungswissenschaftlichen und subjektorientierten Zugang. Im Zentrum stehen „mehrheimische" Lebensentwürfe im Bahnhofsviertel von Klagenfurt, das durch einen hohen Anteil von Menschen mit Migrationsgeschichte gekennzeichnet ist. Hill geht es hierbei vor allem darum „an den Rand gedrängte Wissensarten" sichtbar zu machen und anhand der Erfahrungen der Bewohner_innen sowohl Machtverhältnisse und Stigmatisierungsprozesse, als auch kreative Formen der Aneignung urbaner Räume und des Umgangs mit defizitären Zuschreibungsprozessen aufzuzeigen.

Im Theorieteil setzt sich der Autor zunächst mit wissenschaftlichen Diskursen klassischer Werke der Stadtsoziologie auseinander. Anhand ausgewählter Texte von Engels, Simmel und Park verdeutlicht Hill, wie ethnisch und national fokussierte Perspektiven auf Einwanderung Marginalisierungsdiskurse bis in die heutige Zeit befördern. In diesem Zusammenhang wird auch die Frage aufgeworfen, welche Faktoren zur Marginalisierung von Stadtteilen und zur Stigmatisierung der Bewohner_innen beitragen.

Im empirischen Teil werden schließlich Migrationserfahrungen und „deren gesellschaftsverändernde Kraft", die Hill anhand von teilbiografischen Interviews und Biografieprotokollen erschließt, ins Zentrum gestellt. Der Autor rekonstruiert hier, wie Jugendliche und Erwachsene „ihren" marginalisierten Stadtteil wahrnehmen und welche Strategien sie im Umgang mit negativen Zuschreibungsprozessen entwickeln.

Schließlich untersucht Hill auch „postmigrantische Alltagspraxen", worunter er die Umkehrung hegemonialer Marginalisierungsdispositive versteht. Die erarbeiteten Biografieprotokolle visualisieren kreative Verortungspraktiken und verdeutlichen das hohe Diversitätsbewusstsein der Menschen vor Ort. Das Buch verspricht hiermit zu Recht neue Perspektiven auf Stadt und Migration aufzuwerfen. Hill legt mit seiner Studie eine marginalisierungskritische Bildungsperspektive auf das vielfältige Stadtleben dar und formuliert zehn praktische Tipps für eine urbane Stadtpolitik.

Angela Pilch Ortega

Objekte erkämpfter Normalität

Schere, Topf, Papier. So heißt die kürzlich erschienene Publikation zum Projekt „Migration Sammeln". Das Buch präsentiert entlang von thematischen Feldern Objekte, die Migrant_innen aufbewahrt haben, um ihre Geschichte(n) zu dokumentieren.

Im Jahr 2004 wurde im Wien Museum anlässlich des 40-jährigen Jubiläums des Anwerbeabkommens mit der Türkei die Sonderausstellung „Gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration" gezeigt. Die für Österreich richtungsweisende Ausstellung entstand in Kooperation mit der Initiative Minderheiten, die mit ihrer Ausstellungsidee das Wien Museum für sich gewinnen konnte. Mit dem konsequenten Verzicht auf „authentische" dreidimensionale Objekte sorgte das externe Projektteam durchaus für Debatten.

Etwas mehr als ein Jahrzehnt später initiierte das Museum gemeinsam mit der Stadt Wien erneut ein Projekt zur Dokumentation der jüngeren Geschichte der staatlich regulierten Arbeitsmigration. Auf Wunsch des Museums stand dabei die Sammlung museumsrelevanter Objekte zur Migration im Vordergrund. Und heute wie zehn Jahre zuvor stellen sich anlässlich eines solchen Vorhabens wichtige Fragen: Lassen sich die Erfahrungen von Migrant_innen anhand von Objekten erzählen? Wie können exotisierende Repräsentationspraxen im Sammlungsbereich vermieden werden? Einige an der Konzeption und Umsetzung der „Gastarbajteri"-Ausstellung Beteiligte – Arif Akkılıç, Vida Bakondy und Ljubomir Bratić, personell ergänzt um Regina Wonisch – haben dieses nicht ganz einfache Unterfangen auf eine sehr reflektierte Weise umgesetzt.

Die Ergebnisse der Sammelaktivitäten sind nun in einem eben erschienenen Buch mit dem Titel „Schere, Topf, Papier" veröffentlicht worden. Die Publikation präsentiert die Objekte entlang von zwölf thematischen Feldern. Ausführliche Texte konkretisieren das jeweilige Themenfeld; den einzelnen Objektgeschichten wird viel Raum gewidmet. Folgende thematischen Setzungen wurden vorgenommen: Objekte und Einschreibung, Arbeit, Wohnen, Sprache, Kommunikation, Orte und Netzwerke, Sport als Plattform für soziale Kontakte, Transnationale Beziehungen, „ethnische" Ökonomien, Regulierung und Diskriminierung, Repräsentation und Selbsthistorisierung sowie Kritik und Forderung.

Die gesammelten Belege rücken Arbeitsmigrant_innen als handelnde Subjekte in den Vordergrund. Besonders beeindruckend sind die vielfältigen Aktivitäten, die migrantische Akteur_innen von sich aus gesetzt haben, um die eigene – immer auch von Diskriminierung und Rassismus geprägte – Geschichte zu dokumentieren. Das Projektteam hat viele solcher Zeugnisse gesammelt: Weder erscheinen die Objektgeber_innen einseitig als „Opfer" der herrschenden Verhältnisse, noch werden ebenso einseitige „Held_innengeschichten" erzählt. Vielmehr dokumentiert die Sammlung die alltäglichen Aneignungspraktiken der Zugewanderten und das konkrete Sich-vor-Ort-Einrichten. Eindrucksvoll belegt werden die vielfältigen Bemühungen, Normalität herzustellen. Deutlich wird aber auch, dass alltägliche Normalität im Migrationsprozess keinesfalls selbstverständlich, sondern das Ergebnis von langwierigen Aushandlungsprozessen ist.

Insgesamt ist zu wünschen, dass solche von zentralen Gedächtnisinstitutionen initiierte Sammelprojekte nicht auf das einmalige Sichtbarmachen von Migrationsgeschichte beschränkt bleiben.

Anne Unterwurzacher

Schere, Topf, Papier.
Objekte zur Migrationsgeschichte.
Von: A. Akkılıç, V. Bakondy,
L. Bratić u. R. Wonisch (Hg.)
224 Seiten; EUR 19,90
Wien: Mandelbaum 2016
ISBN: 978385476-510-3

Am Anfang war das Wort

Der Autor **Richard Schuberth,** der sich in seinem Werk „Bevor die Völker wussten, dass sie welche sind" selbst als „ideologiekritischer Rüpel" bezeichnet, präsentiert uns hier nun (endlich) seine vor über zwanzig Jahren geschriebene Diplomarbeit in Buchform.

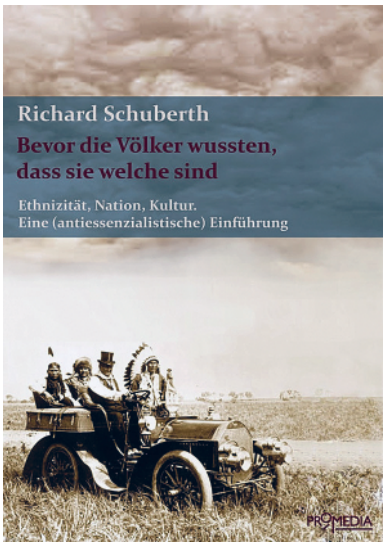
Als gelernter Ethnologe wusste/weiß Richard Schuberth um die Bedeutung der Entitäten Volk, Nation, Kultur und Ethnizität nicht nur für das Studienfach der Kultur- und Sozialanthropologie; und so darf sein „Manifest" durchaus als (selbst) kritische Streitschrift für alle interessierten Leser_innen verstanden werden. Mit Wortwitz lässt er von Beginn an seinen kritischen Zugang, zu scheinbar objektiv messbaren Größen sozialer Gruppen, erkennen.

Das Werk, welches in drei große Kapitel eingeteilt ist, beschäftigt sich im ersten Teil mit dem völkischen Paradigma und der Entstehung und Tradierung theoretischer und praktischer Verknüpfungen/Verwobenheiten der Vorstellungen von Nation, Kultur und – überleitend in den zweiten Teil, anhand der ethnologischen „Entdeckungen" von „Stämmen" – Ethnizität bzw. ethnischer Identität. Speziell dem aufkommenden Volksgeist der europäischen (politischen wie auch wissenschaftlichen) Großmächte England, Frankreich und Deutschland wird mit all seinen „Auswüchsen", während und nach den Zeiten der Aufklärung, nachgegangen.

Im zweiten Abschnitt legt uns der Autor eine (zeit)geschichtliche Abbildung des Ethnizitätsdiskurses sowie der dazugehörenden wissenschaftlichen Debatte zur „ethnischen Identität" vor. Wobei Schuberth hier der Spagat gelingt, biologistische, kulturrelativistische, nationalistische oder auch ideologisch links- oder rechtsstehende Ansätze und Konzepte, in gleicher Weise einer kritischen Betrachtung zu unterziehen. Besonderen zusätzlichen Wert erhält dieses Kapitel auch aufgrund der Tatsache, da hier Anleihen aus anderen wissenschaftlichen Disziplinen – wie etwa der Soziologie und Psychologie – genommen wurden.

Ein interdisziplinärer Zugang, die „ethnische Identität" betreffend, ist dem Autor erkennbar ein wichtiges Anliegen gewesen. Im letzten Teil dieses bemerkenswerten Buches nimmt sich Richard Schuberth die Freiheit, zu einem (wie er es selbst bezeichnet) Rundumschlag auszuholen. So entlarvt er etwa die Wissenschaft als Agentin von Kulturalisierung, Ethnisierung, Nationalisierung und Rassialisierung. Wenngleich dieser letzte Abschnitt durchaus mit Polemiken gespickt ist, tut er weder der Wissenschaftlichkeit noch der Seriosität einen Abbruch – ganz im Gegenteil, durch die scharfe und harsche Kritik eröffnet sich die Möglichkeit, wieder kontroversiell diskutieren zu dürfen, was der kritischen Leser_innenschaft sicherlich sehr entgegenkommen wird. Durch den teilweise romanhaften, ironischen Schreibstil Schuberths, eignet sich das Buch auch hervorragend für alle nicht-fachkundigen Leser_innen als essenzielle antiessenzialistische Einführung in die Thematik.

Manfred Buchegger



Bevor die Völker wussten,
dass sie welche sind.
Von: Richard Schuberth
Wien: Promedia 2015
222 Seiten; EUR 19,90
ISBN: 978-3-85371-397-6

stimme 102 »

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

NEUE NATIONALISMEN

Populistische und nationalistische Parteien legen bei Wahlen und Abstimmungen (nicht nur) in Europa stark zu. Ihre gemeinsamen Anliegen sind Ablehnung der Einwanderung, Skepsis gegenüber der EU sowie grundsätzliches Misstrauen gegenüber Medien und Politik. Die Idee des offenen, minderheitenfreundlichen Europas schwindet rasant, während neue Nationalismen nahezu in Diktaturen übergehen. Unsere Frühlingsausgabe beschäftigt sich mit den Auswirkungen dieser Entwicklungen auf die Minderheiten in den betreffenden Ländern sowie auf die entsprechenden Communitys in Österreich.

stimme Abonnieren!

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit 24 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.
Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der **Initiative Minderheiten** bekommen Sie die **stimme** kostenlos.
Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

☐ **Ich möchte ein stimme-Jahres-Abo bestellen**

☐ **Ich möchte ein stimme-Zweijahres-Abo bestellen**

☐ **Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden**

☐ **Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden**

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:
Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-
Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-
Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-
Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: **Kai Kovrigar**
Tel. & Fax: (+43 1) 9669001
abo@initiative.minderheiten.at
www.initiative.minderheiten.at
www.zeitschrift-stimme.at

Bankverbindung **Initiative Minderheiten:** BAWAG | Kontonummer: **01210600910** | BLZ: **14000** BIC: **BAWAATWW** | IBAN: **AT321400001210600910**

Fokus Wirtschaft

inklusiv//innovativ

Kompaktseminar für Unternehmen setzt auf nachhaltige Inklusion!

Die von Sozialministeriumservice in Kooperation mit der WKO in Wien, Graz, Innsbruck und Dornbirn gestartete Veranstaltungsreihe FOKUS WIRTSCHAFT informiert Unternehmen, wie mit Förderungen und kostenlosen Unterstützungsleistungen die Inklusion von Menschen mit Einschränkungen in der Wirtschaft nachhaltig und erfolgreich umgesetzt werden kann.

Ca. 300 Unternehmen – von Großbetrieben wie Top-Technologiebetrieben bis zu LogistikerInnen, HandwerkerInnen oder auch Reinigungsfirmen - zeigten mit ihrer Teilnahme an den bisherigen Veranstaltungen ihr Interesse für die Beschäftigung von Menschen mit Einschränkungen.

Erfolgsbeispiele von Unternehmen wie der Generali Gruppe Österreich, Starbucks, WISAG, Magna STEYR AG & Co KG, das LKH Univ. Klinikum Graz, , Plakativ Werbetechnik oder Zumtobel lighting lieferten dafür die entsprechenden Beweise. Dass Inklusion aber nicht nur umsetzbar ist, sondern auch neue unternehmerische Akzente setzen kann, zeigte etwa das Statement eines blinden Waschmaschinenverkäufers, der bei Mediamarkt Kunden und Kundinnen mit seinem Wissen zu begeistern versteht, oder auch die Marienapotheke, die mit der Beschäftigung eines gehörlosen Apothekers neue Gruppen von Kunden und Kundinnenansprechen konnte.

Nach einem 2-stündigen Kompaktseminar können Unternehmen das Gehörte im Ausstellungsbereich an ExpertInnencornern diskutieren und an Ort und Stelle gleich die richtigen Kontakte für die Zukunft knüpfen.

NEBA – Netzwerk Berufliche Assistenz

Das Sozialministeriumservice will mit seiner Veranstaltungsreihe Unternehmen und Organisationen als PartnerInnen für das NEBA

Netzwerk Berufliche Assistenz gewinnen. Denn vielfach klagen Betriebe, dass sie zwar offen wären für eine Beschäftigung von Menschen mit Einschränkungen, aber sich zu wenige Personen aktiv dafür melden. Eine Partnerschaft wäre in diesem Bereich von großem Vorteil, weil die NEBA-Organisationen die von ihnen betreuten Personen durch Beratung, Schulung und Training fit für den Arbeitsmarkt machen. (www.neba.at)

NEBA NETZWERK BERUFLICHE ASSISTENZ

fit2work – Beratung für Personen und Betriebe

fit2work bietet Information, Beratung und Unterstützung bei Fragen zur psychischen und körperlichen Gesundheit am Arbeitsplatz. Die fit2work-Betriebsberatung richtet sich vor allem an Betriebe, die betriebliches (Wieder-)Eingliederungsmanagement aufbauen wollen.

Mit der fit2work Betriebsberatung wird eine nachhaltige Verbesserung der Arbeitsfähigkeit der MitarbeiterInnen im Unternehmen erreicht. Krankenstände bzw. Abwesenheitszeiten werden reduziert.
(www.fit2work.at)

fit2work

FOKUS WIRTSCHAFT: inklusiv//innovativ
wird 2017 in Burgenland, Kärnten, Salzburg, Oberösterreich und Niederösterreich angeboten. Die Teilnahme ist für Unternehmen kostenlos, eine Anmeldung ist jedoch notwendig.
Termine und Anmeldung unter:
https://www.fokus-wirtschaft.at/

» nächste stimme erscheint im März 2017

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b.b. | Bürgerinitiative Demokratisch Leben | Stimme Nr. 101 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ 02Z031717 S |
Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | ISSN: 2306-9287

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH
KUNST

BMB
Bundesministerium
für Bildung

bmwfj
Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

WIENKULTUR

kultur burgenland

tirol
Unser Land